

## Forschungsprojekt

### **Entwurfskonzepte und Architekturvermittlung im Rahmen des 2. Architekturfestivals „Turn On“. Unter besonderer Berücksichtigung des geförderten Wohnbaus.**

**April 2004**

1. Architektonische Entwurfskonzepte und Bauaufgaben
2. Die Vermittlung von Architekturinhalten
3. Der aktuelle Stellenwert des geförderten Wohnbaus
4. Zusammenfassung der neuen Erkenntnisse

Da das erste Architekturfestival „Turn On“ am 5.4.2004 auf großes Publikumsinteresse stieß, wurde die Veranstaltung wie geplant im Einjahresrhythmus fortgeführt. Das Konzept wurde grundsätzlich beibehalten und nur in Details verändert. Die Intention war es also auch dieses Mal, das herausragende Schaffen österreichischer ArchitektInnen im In- und im Ausland in den Mittelpunkt zu stellen, zu würdigen und einer breiteren Öffentlichkeit – im positiven Sinn – näher zu bringen. Der Fokus lag dabei wiederum auf aktuellen, zum Teil sogar brandneuen Bauten. Mit dieser Veranstaltung ist ein weiterer Schritt zur intendierten Institutionalisierung

von „Turn On“ getan. Der alljährliche Veranstaltungstermin soll auch in Zukunft der Samstag zwei bis drei Wochen vor Ostern sein.

Der Halbstundenrhythmus für die PowerPoint-Präsentationen wurde beibehalten, da er sich beim ersten Mal sowohl bei großen als auch bei kleinen Projekten bewährte. Der unterschiedliche Maßstab der Projekte verlieh den Vorträgen in ihrer Gesamtschau sogar mehr Lebendigkeit. Da das Programm des Vorjahres sich auch in inhaltlich-konzeptioneller Hinsicht gut bewährte, wurde die thematische Kuratierung fortgeführt. ArchitektInnen aus ganz Österreich wurden wieder gezielt eingeladen, um *ein* bestimmtes realisiertes Bauwerk vorzustellen. In Einzelfällen waren dies zwei realisierte Bauten bzw. ein Bau und ein in Realisierung befindliches Projekt. Architektonische Haltungen und thematische Inhalte wurden genau ausgewählt, wobei eine möglichst große Streuung der vertretenen ArchitektInnen und Bauten über Österreich mitbedacht wurde; eine gewisse Gewichtung auf Wien ist aber nicht zu übersehen. Was die inhaltliche Strukturierung des Programms betrifft, so wurde der Themenblock „Wohnen“ am Beginn auch diesmal als breiter Bogen vom elaborierten, besonderen, unter anderem auch teuren Objekt über geförderte Wohnbauten bis zum frei finanzierten Wohnbau gespannt, man könnte auch sagen, der Bogen reichte vom kleinen Objekt bis zum überaus großen Maßstab.

Es gab zugleich Programmerweiterungen. Im Sinne eines grenzüberschreitenden Denkens aber auch um ein internationales Vergleichsbeispiel in das Programm aufzunehmen, wurde die in Paris lebende Architektin Nasrine Seraji eingeladen, um ihr in Österreich realisiertes Wohnbauprojekt vorzustellen. Ursprünglich wurde auch Zaha Hadid kontaktiert, um ihre *Sprungschanze am Berg Isel* (2002) zu präsentieren. Kurz vor Drucklegung des Einladungsflyers sagte sie jedoch aus Zeitgründen ab (das Büro arbeitet derzeit an großen Projekten rund um den Erdball). Zusätzlich zum Kinderprogramm sollte auch die Jugend angesprochen werden. Hier ergab sich die Möglichkeit der Präsentation von Arbeiten, die im Rahmen eines Workshops an einem Salzburger Gymnasium entstanden sind. Das eigentliche Vortragsprogramm war daher um einen Vortrag länger als das letzte Mal und lautete folgendermaßen:

**Jugendliche planen** RaumBewegung

Salzburg

### **WOHNEN**

**archiguards** Ferienhaus in Neustift

Wien

**Martin Scharfetter** Seehof Lansersee

Tirol

**Delugan\_Meissl** Haus Ray 1 / City Lofts und Hochhaus am Wienerberg

Wien

<b>Geiswinkler &amp; Geiswinkler</b> Siedlung Am Hofgartl / Karree St. Marx	Wien
<b>Patricia Zacek</b> Wohnbau Siccardsburggasse	Wien
<b>Nasrine Seraji</b> Wohnbau Linzerstraße	Wien

### **KULTUR, VERWALTUNG, SPORT, BILDUNG**

<b>fasch&amp;fuchs.</b> Kindermuseum / Sonderschule Schwechat	Graz/NÖ.
<b>Tschapeller/Schöffauer</b> Bezirkshauptmannschaft in Murau	Steiermark
<b>Leeb Grundmann Condak</b> Turnhalle im Lavanttal / Fliesen Leeb	Kärnten/Graz
<b>Riepl Riepl</b> Stadthalle / Bundesschulzentrum in Kirchdorf	Oberösterreich
<b>Eichinger oder Knechtl</b> Kloster Und 1640/2003 in Krems	Niederösterreich
<b>Markus Pernthaler</b> Helmut List Halle	Graz
<b>Mascher &amp; Steinmayr</b> Umbau und Erweiterung der Albertina	Wien
<b>Riegler Riewe</b> Hauptbahnhof Innsbruck	Innsbruck
<b>Klaus Kada</b> Europäische Akademie in Bozen	Italien

Das Thema des geförderten Wohnbaus wurde über Geiswinkler & Geiswinkler und Patricia Zacek mit realisierten sowie Delugan\_Meissl mit in Bau befindlichen Projekten präsentiert.

### **1. Architektonische Entwurfskonzepte und Bauaufgaben**

Was für die erste Veranstaltung galt, kann auch auf die zweite bezogen werden – nämlich dass bewusst heterogene Architekturansätze ausgewählt wurden. Diese spiegeln also die vielfältige architektonische Entwicklung der Gegenwart wider, sodass das Programm – denkt man es über eine Reihe von Jahren – auch als jeweilige Momentaufnahme des Status quo der Architektur verstanden werden kann (dabei spielen die geförderten Wohnbauten eine gleichberechtigte Rolle). Gegenwärtig lässt sich eine „minimalistische“ versus eine „expressive“ Tendenz konstatieren. Es gibt noch immer eine Dichotomie der Entwicklung, auch wenn es nicht mehr so eindeutig wie in den 90er Jahren ist, was unter dem einen und was unter dem anderen Schlagwort zu verstehen sei.

Die Entwicklung ist also vielfältiger, gewissermaßen weniger prototypisch als im letzten Jahrzehnt. Auffällig ist, dass in Österreich organisch-topologische Beispiele beinahe

gänzlich fehlen, also die Blob-Architektur nicht wirklich Fuß gefasst hat. Mit dem *Kunsthhaus in Graz* (2003) wurde ein nicht wirklich überzeugendes Beispiel dieser Richtung nach Österreich importiert, während die *Murinsel* (2003) in unmittelbarer Nähe dieses Baus von Vito Acconci hingegen gelungen ist und ein potenzielles Thema für das Architekturfestival darstellt. Dies wäre wieder das Sonderbeispiel eines ausländischen Produktes in unserem Land. Bei den österreichischen Architekten von ATO 2004 drücken sich organisch-topologische Tendenzen in keiner „reinen“ Form aus, sondern sie sind integriert, das heißt sie verwandeln sich im Rahmen von spezifischen, subjektiven Haltungen. Es werden also eigenständige Architektursprachen gefunden.

Mit dem *Raumlabor Schule* wurde – im Gegensatz zu den anderen Vorträgen – die fiktive, experimentelle Ebene fokussiert, denn hier wurden Modelle vorgestellt, die im Rahmen eines Workshops 2002/2003 entstanden sind.<sup>1</sup> Die konzeptionelle Idee war es ursprünglich, neben dem Kinderprogramm auch einen attraktiven Programmpunkt für Jugendliche anzubieten, damit gewissermaßen alle Altersgruppen angesprochen werden. Daraus ergab sich die Integration des Vortrages von Wolfgang Richter (Lehrer), Christian Schmirl (betreuender Architekt) und Christof Peter / Bernhard Capek (Schüler) mit dem Titel *RaumBewegung*. Die verschiedenen Arbeiten, die im Rahmen von ATO 2004 präsentiert wurden, hatten bereits dann ein erstaunliches Niveau, wenn man die Entwürfe, die doch für eine Bewegung gedacht waren, in statischem Zustand – also gewissermaßen die „stills“ wie bei einem Film – betrachtete.

Das Projekt trug bei den Schülern eines Salzburger Gymnasiums zur Bewusstseins-erweiterung hinsichtlich dessen bei, was man unter Architektur verstehen könne. Die Aufgabe der Schüler war es, experimentelle Räume zu erfinden: „Räume in Bewegung, auf Schienen, auf drehbaren Rampen; Räume, die auf und ab fahren, die im Raum pendeln ...“<sup>2</sup> Die Modelle, die schließlich entstanden, waren erstaunlich eigenständig und definierten sehr unterschiedlich ihren jeweiligen architektonischen Raum.

So wuchsen zum Beispiel übereinander geschichtete kreisförmige Elemente – Terrassen und ein Volumen mit Bandfenster – aus einer Art Felswand. / Eine Skulptur in einem Park setzte sich aus lauter Holzstäben zusammen und stellte somit eine rein lineare Komposition dar. Die Stäbe am Rand dieser „Architekturskulptur“ lagen am Boden; sie

---

<sup>1</sup> Im Folder bzw. in der Broschüre zu ATO 2004 heißt es dazu: „Die vorgestellten Arbeiten sind Resultate des Arbeitskreises „Architektur und Schule Salzburg“ und der Projektreihe „RaumGestalten“ des ÖKS, der Architekturstiftung und der Architektenkammer.“

*Architekturfestival „Turn On“*. Hg. von DI Margit Ulama und Universität für angewandte Kunst Wien. Idee, Konzeption, Organisation der Veranstaltung/Redaktion der Broschüre: DI Margit Ulama. Wien 2004, S. 1

<sup>2</sup> Ebenda, S. 7

richteten sich zur Mitte hin immer mehr in die Vertikale auf und markierten so einen architektonischen Raum. / Ein anderes Gebilde, das sich sowohl aus flächigen als auch aus linearen Elementen zusammensetzte, ließ entfernte Assoziationen eines Segels aufkommen und war zugleich kunstvoller in der Komposition. / Ein einfacheres Modell bestand aus zwei kreisförmigen, überlappenden Volumina. / Eine besondere „Raumschachtel“ – so der entsprechende Zwischentitel im Vortrag – bildete ein flächiger, geknickter Kartonstreifen, der von der Seite ganz linear wirkte. In der Bewegung begann sich dieses Modell aufzurichten und wieder nach unten zu neigen. Die abstrakte Konzeption hatte daher auch etwas Organisches, fast Animalisches.

Besonders faszinierend war ein Entwurf, bei dem eine Komposition aus unregelmäßig geneigten Stäben mit einem hellen, dehnbaren, transluzenten Stoff umhüllt war. Wenn sich dieses Modell zu bewegen begann, entstanden die unterschiedlichsten, zum Teil extremen Formationen, bei denen sich der Stoff mitdehnte. / Das in der Publikation zu ATO 2004 abgebildete Modell „Himmelfahrt“ ist hingegen grundsätzlich und klar. Im Grundriss ein Neuneck, lässt sich dieses Modell im Mittelpunkt an einer Schnur in die Höhe ziehen – ähnlich wie ein Lampenschirm in Bewegung. Schmale Abstände zwischen den einzelnen Elementen machen diese Bewegung möglich. – Als Konsequenz dieses Workshops wurden sich die Schüler unter anderem bewusst, dass „Architektur mehr ist als nur Häuser bauen“.<sup>3</sup> Wolfgang Richter, der betreuende Lehrer, versteht seine Arbeit der Architekturvermittlung als ein „Plädoyer für die Architektur als kulturelles Leitmedium“<sup>4</sup>.

Der Themenblock „Wohnen“ stellte bei ATO 2004 zunächst drei Projekte für Privatpersonen vor, die nicht nur thematisch stark differierten. Die Dichotomie der Architektursprachen, die man hier fand, ist auch allgemein repräsentativ: Eine reduzierte Ästhetik, die dennoch einen starken Ausdruck findet, steht einer organisch-topologischen Ästhetik gegenüber. Doch in der einen Haltung sind jeweils auch Elemente der anderen zu finden. Am Beginn wurde das *Ferienhaus in Wien-Neustift* (2003) der Architekten archiguards vorgestellt, ein kleines exklusives Kleinod. Es veranschaulicht, wie eine reduzierte Ästhetik erweitert und überschritten werden kann, wobei das Haus explizite Gegensätze in sich birgt. Da ist zunächst einmal die lang gestreckte Raumschachtel, die auf dem halb in den Hang eingegrabenen Untergeschoss schwebt. Der Charakter der Schachtel oder Box wird jedoch durch die eine Längswand konterkariert, die ein Eigenleben entfaltet, indem sie über die Kanten der Box hinausläuft und sich damit als eigenständige Wandfläche zu erkennen gibt.

---

<sup>3</sup> Ebenda

<sup>4</sup> Sieh dazu: [http://kunstnetzwerk.at/2000/A\\_und\\_S](http://kunstnetzwerk.at/2000/A_und_S)

Sie ist als einziges Element in dem sonst orthogonalen Konzept gekrümmt und hat auch dadurch eine Sonderstellung.

An dieser Front splittet sich die Architektur – durchaus zeitspezifisch – in Schichten. Hinter den deutlich von einander abgesetzten Holzlatten der äußersten Schicht liegt also die massive Wand und mit noch deutlicherem räumlichen Abstand bzw. anderer Schräge die innerste Schicht aus bloßen Vorhängen. Ansonsten ist das obere Geschosß relativ einfach und wohl gerade dadurch prägnant. Der längliche, offene Raum wird in Querrichtung strukturiert, in der Mitte durch eine Treppe und am einen Ende durch ein großes Podest, das durch einen Niveausprung räumlich definiert ist und zu einer Art Raumbühne wird. „Entstanden ist wieder eine Bühne: zum Nachdenken, Feiern, Trommeln und Ausruhen“, sagen die gerade dreißigjährigen, überaus produktiven Architekten.<sup>5</sup> An den völlig verglasten Schmalseiten verwandelt sich einmal die Landschaft zum aus der Realität geschnittenen Panorama – zu einem reinen flächigen Bild, das wie eine Tapete wirkt. Das andere Mal fällt der Blick in einen intimen Gartenhof. Der Raum ist gänzlich weiß gehalten und wirkt wie ein Kunstwerk oder wie ein Architekturimport aus Japan. Seinen Charakter verändert er durch die raumhohen Vorhänge, die völlig geschlossen sein können.

Das obere und das untere Geschoss bilden eine Antinomie par excellence. Während das eine weiß, schwebend und an den Enden offen ist, ist das andere dunkel (am Boden wurden dunkle Schieferplatten verwendet) und wächst gleichsam aus dem Grund. Einmal sind die Oberflächen glatt, das andere Mal rau. Das untere erdnahe Geschosß öffnet sich an der Seite über ein breites, raumhohes Fenster zum Garten hin. Das Haus insgesamt lebt und verändert sich wie ein Organismus, und zwar aufgrund der gekrümmten Lamellenwand an der einen Längsseite. Hier schimmert in der Nacht das Licht durch, am Tag führt die Sonne zu einem stetigen Schattenspiel. Auch „die optische Tiefe der Fassade ändert sich mit dem Sonnenstand ... Während die steile Sommersonne durch die Lamellen zurückgeworfen wird (die Fassade erwärmt sich nicht so stark), tritt mit der Wintersonne das genaue Gegenteil ein.“<sup>6</sup> Die flachere Sonne kann aufgrund der Abstände zwischen den Lamellen durchscheinen.

Der *Seehof Lansersee in Lans bei Innsbruck* (2003) von Martin Scharfetter, der das Erstlingswerk des jungen Architekten bildet, führte das Thema Alt – Neu ein, das von einer ganzen Reihe von Bauten bei ATO 2004 – auf sehr verschiedene Weise insgesamt acht Mal – vorgestellt wurde. Die Voraussetzungen des Projektes beschrieb der Architekt folgendermaßen: „Für das Projekt ‚Wohnen im Heu‘ gab es zwei klare Vorgaben. Einerseits sollte das

---

<sup>5</sup> *Architekturfestival „Turn On“*, a.a.O., S. 9

Archiguards besteht aus Andreas Heizeneder, Alexander Nieke, Arnold Pastl und Gerd Zehetner.

<sup>6</sup> Andrea Nussbaum, *California meets Vienna*. In: *architektur aktuell* 12/2002, S. 28

bäuerliche Ensemble in der Landschaft – Wohnhaus und daneben Stall mit Scheune – erhalten bleiben. Andererseits lebt der Bauherr mit seiner Familie in China, und so sollten Elemente ostasiatischer Wohnkultur das neue Haus hinsichtlich der Raumkonzeption und der Materialien – Holz, Stein, Lehm, Tatami (Bodenmatten) – bestimmen.<sup>7</sup> Es gelingt wohl nur selten, zwei konträre Kulturen unmittelbar miteinander zu konfrontieren und dennoch eine selbstverständliche Wirkung zu erzielen, so wie es bei diesem Beispiel der Fall ist.

Der Charakter der alten Tenne ist im Außenraum quasi unverändert erhalten. Der Bau wirkt nach wie vor rau und erdig, also ungeschönt. Da die äußere Hülle erhalten blieb, wurde die neue Struktur in sie hineingebaut. Das Verbindende für die beiden konträren Kulturen liegt auf der Materialebene, denn pures Holz bildet außen wie innen ein Thema. Dem breit gelagerten Volumen mit Satteldach ist im Grundriss ein Rechteckraster eingeschrieben, das dann im Detail noch weiter differenziert wird. Ein Rasterfeld ist mit Tatami ausgefüllt, der Raster ergibt sich also aus deren Maßen. Möbel aus Ostasien fügen sich in ein System ein, dessen Grundlage ein Holzskelett ist, und dieses korrespondiert eben mit dem Material der äußeren Form.

Betrachtet man die äußere Form dreidimensional, so wird diese im Inneren mit kubischen Volumen unterschiedlicher Größe „ausgefüllt“. Dabei treten manche dieser Volumen zurück, und einige wenige Kuben ragen über diese Form hinaus. Für letzteres ist der Kubus des Essraumes exemplarisch, der zum räumlich gewordenen Panoramafenster wird. Es entstehen im Fassadenbereich aber auch unterschiedliche Zwischenräume zwischen Alt und Neu. Ein explizites Thema des Entwurfes ist das der Schichtung. Raum ist hier nicht eindeutig umfasster Raum, sondern es entsteht ein Raum der Schichtungen: „In diesen mehrdimensionalen Zwischenräumen ist zugleich Geborgenheit und Exposition, Nähe und Distanz zur umgebenden Landschaft erlebbar.“<sup>8</sup>

Bei diesen Beispielen individuellen Wohnens, die beide einen starken Landschaftsbezug aufweisen, wurde ein reduzierter Ansatz, der von klaren Formen und Flächen ausging, am Ende narrativ. Es wurden unterschiedliche Geschichten erzählt. Das dritte Beispiel individuellen Wohnens war in jeder Hinsicht konträr zu den vorigen: kontextuell, konzeptionell und ästhetisch. Beim *Haus Ray 1 in Wien* (2003) von Delugan\_Meissl handelt es sich um keinen Dachbodenausbau im üblichen Sinn, sondern um einen gänzlichen Neubau in der Dachzone und damit um eine Variation des Themas Alt – Neu.<sup>9</sup> Der Unterbau ist das

---

<sup>7</sup> *Architekturfestival „Turn On“*, a.a.O., S. 11

<sup>8</sup> Ebenda

<sup>9</sup> Ausführlich präsentiert und unter verschiedenen Aspekten diskutiert wurde das Haus Ray 1 in: *Bauwelt* 29/2003.

Flachdach einer interessanten „Durchschnittsarchitektur“, eines Bürohauses aus den 60er Jahren mit horizontalen Bandfenstern und Wandstreifen mit blauen Glasfliesen dazwischen.

Das Haus Ray 1 stellt innovative Architektur auf höchstem Niveau dar, für die es weder ökonomische Restriktionen noch ideelle Einschränkungen gab, da die Architekten ihre eigenen Bauherrn waren. Im Entwurf materialisieren sich zentrale Topoi der Architektur: eine organisch-skulpturale Bewegung sowie eine Faltung der Elemente anstelle einer tektonischen Konzeption der Bauteile; Schweben und Leichtigkeit anstelle traditioneller Schwere und Erdverbundenheit; der klassisch-moderne Topos der Simultaneität von Außen und Innen respektive des Raumflusses; eine neue Interpretation von architektonischer Ornamentik; ein umfassendes Ineinanderwirken von Tragwerksplanung und Entwurfskonzept; Architektur als Stadt-Landschaft. Jeder Topos wäre bereits für sich Anlass für einen ausführlichen Diskurs.

Was die Fassade von Ray 1 betrifft, so könnte man von einer dekonstruktiv-organischen Interpretation der vorhandenen Architektur sprechen. Der Neubau setzt zunächst ähnlich wie der Altbau an, nämlich mit einem Fensterband und einer silbrigen Brüstung. Doch dieses Thema ist hier räumlich interpretiert, denn hinter der Brüstung befindet sich eine Terrasse, und das Fensterband ist eigentlich eine raumhohe Verglasung. Fenster- und Brüstungsband schwingen sich dann in die Höhe, verformen sich dabei scheinbar oder auch tatsächlich etwas, es kommen neue Teile hinzu (die moderne Interpretation einer Gaube), und die Räumlichkeit zwischen den Elementen wird komplexer als zuvor. Am Ende beruhigt sich alles wieder in der Horizontalen.

In der Dachzone entsteht eine künstliche Landschaft *sui generis*. Als Leitbegriff der Entwurfsmethodik von Delugan\_Meissl fungiert „Landschaft“ in einem sehr weit gefassten Sinn.<sup>10</sup> Der Bezug zu dieser definiert sich anders als bei den vorigen Wohnbauten. Bei den Entwürfen von Delugan\_Meissl setzt sich reale Landschaft oft in der Architektur fort. Doch bei Ray 1 materialisiert sich Landschaft metaphorisch, sie wird zur „Stadtlandschaft“, einem weiteren zentralen Begriff der Architekten.<sup>11</sup> Mittels der konstituierenden, sich verformenden Flächen entsteht eine architektonische Landschaft mit Vor- und Rücksprüngen sowie unterschiedlichen Niveaus, die im Freien Terrassen bilden. Insofern ist der Außen- und Innenraum unterschiedslos behandelt. Landschaft steht auch als Synonym für ineinander fließende Räume respektive Raumzonen auf unterschiedlichen Höhen.

Da es die Intention des Architekturfestivals „Turn On“ ist, unter anderem Beispiele für eine breite Bevölkerungsschicht respektive geförderte Wohnbauten vorzustellen, präsentierten

---

<sup>10</sup> Vgl. Robert Temel, *Delugan\_Meissl 2. Konzepte. Projekte. Bauten*. Buch 1. Basel, Boston, Berlin 2001, S. 22ff

<sup>11</sup> Ebenda, S. 40 ff



Delugan\_Meissl auch zwei großmaßstäbliche Wohnbauten dieser Kategorie, die gerade in Bau sind, die *City Lofts* sowie *das Wohnhochhaus am Wienerberg*. Beide Bauten mussten ökonomisch organisiert werden. Das Hochhaus basiert auf einem Modulsystem, das einfache, zugleich frei organisierbare Wohnflächen mit raumhohen Öffnungen ermöglichte. Der architektonische Ausdruck entsteht schließlich über eine neuartige Fassadenornamentik. Der Anspruch ist es jedoch, dass die Fassade keine rein formale Geste sondern ein inhaltliches Problem sei und ein Rankgerüst, die statische Notwendigkeit und formale Aussage vereinen würde. Auch die Betonschilde an den beiden dunklen Fassadenflächen seien kein Formalismus, sondern würden den Brandüberschlag verhindern.<sup>12</sup>

Auch die City Lofts am Wienerberg, die ein quergelagertes Wohnhochhaus darstellen, spielen mit der Ornamentik der Fassade. Die Räumlichkeit der Wohnungen im Inneren ist hingegen komplexer als beim vorigen Beispiel, denn die Raumhöhen werden hier differenziert und unterschiedlichste Treppenformationen in der Gebäudemitte erschließen die verschiedenen Niveaus der Wohnungen. Dies beruht alles auf dem einfachen System einer Schottenkonstruktion. Das Fassadenbild mit den L-förmigen Fenstern soll die komplizierte Verschachtelung im Inneren abbilden, auch verrätseln.<sup>13</sup> Der Schnitttypus, bei dem niedrigere Räume auf der einen Baukörperseite mit höheren Räumen auf der anderen kombiniert sind, knüpft jedenfalls an den Loosschen Raumplan an. Was dieser im Einzelhaus entwickelte, wird nun im Massenwohnungsbau intelligent eingesetzt.<sup>14</sup> Auch hier wird am Ende die räumliche Komposition im Inneren mittels der ornamentalen Fassadengestaltung reflektiert (das schwarze mäandrierende Brüstungsband mit den Photovoltaikzellen), sodass zwei konträre Topoi der Architektur – Raum und Ornament – zwar nicht verschmelzen, einander jedoch gegenübergestellt werden.

Mit Geiswinkler & Geiswinkler wurde der Fokus auf den geförderten Wohnbau gelegt. Die Architekten präsentierten ihre *Siedlung Am Hofgartel* (2003) an der südöstlichen Peripherie Wiens, die sie für die ambitionierte Genossenschaft „Neues Leben“ realisierten. Der geförderte Wohnbau würde mit seinen finanziellen Beschränkungen eine besondere Herausforderung für sie darstellen.<sup>15</sup> Dieses Interesse am sozialen Wohnbau geht also konform mit jenem von Delugan\_Meissl und kann schließlich sogar als ein allgemeines

---

<sup>12</sup> Vgl. Liesbeth Waechter-Böhm, *Delugan\_Meissl 2. Konzepte. Projekte. Bauten*. Buch 2. Basel, Boston, Berlin 2001, S. 21

<sup>13</sup> Ebenda, S. 154

<sup>14</sup> Vgl. Margit Ulama, *Wiener Wohnungsbau*. In: *archithese* 4/2003, S. 30-37. Dieser Text diskutiert unter anderem Wohnbaubeispiele, die bei ATO 2004 vorgestellt werden.

<sup>15</sup> *Architekturfestival „Turn On“*, a.a.O., S. 15

Interesse für diese Bauaufgabe bezeichnet werden. Es ist erstaunlich, welches entwerferische Engagement die ArchitektInnen der unterschiedlichen Generationen dafür heute entwickeln.

Im Rahmen von dicht gesetzten und hohen Zeilen entwickelten Geiswinkler & Geiswinkler eine Vielfalt von Wohnungstypen mit einer ebenso großen Vielfalt an Außenräumen, deshalb nennen sie ihren Bau auch „Gartensiedlung“. Es handelt sich dabei um vier „Zeilen mit übereinander gestapelten, zweigeschossigen Reihenhäusern an gedeckten Laubengängen, wobei die unteren Wohnungen ebenerdige, umfriedete Gärten erhalten, während die oberen auf der Eingangsebene vor den Wohnbereichen in ganzer Breite den Austritt ins Freie auf seichte Terrassen bieten und voll nutzbare Dachgärten samt Loggien aufweisen.“<sup>16</sup> Trotz ihrer Dichte sind die Wohnungen also extensiv mit bepflanzbaren Freiräumen ausgestattet, was zukünftig auch das Erscheinungsbild prägen wird. Diese künstliche Natur ist der abstrakten architektonischen Erscheinung mit den silbrigen Fassadenelementen diametral entgegengesetzt.

Die Fassaden werden von silbergrau beschichteten Holzlaminatplatten gebildet, die als Verkleidungselemente fungieren. Die Architekten experimentierten mit den Wohnungsgrundrissen und entwickelten außerdem ein spezielles Konstruktionssystem, das eine zukünftige Erweiterbarkeit zulässt. Dabei bilden Stahlbetonscheiben die Primär-, vorfabrizierte Holzleichtbauwände die Sekundärstruktur. Die Holzleichtbauwände garantieren nicht nur die Flexibilität bzw. Erweiterbarkeit der Wohnungen, sie sind zudem fast 20 Zentimeter dünner als Massivwände, sodass man auf diese Weise Nutzfläche gewinnen kann. Aufgrund der guten Dämmung bei Holzleichtbaukonstruktionen wurden auch – im Rahmen des geforderten Niedrigenergiekonzeptes als Voraussetzung für die Wohnbauförderung – große Glasflächen möglich. Letztere bringen ebenfalls Raumgewinn.

Eine weitere, konstituierende Idee der Siedlung bildet die Modellierung der Baumassen. Der Verjüngung nach oben hin liegen mehrere Überlegungen zugrunde: die optische Verringerung der Baumassen beim Blick von unten und weitreichende Sonneneinstrahlung auch am Nullniveau. Wie bei allen anderen Freiräumen ist auch bei den vorgelagerten schmalen Terrassen der Sichtschutz mit bedacht.

Patricia Zacek geht mit dem Thema des geförderten Wohnbaus ganz anders um. Bauherr ist beim *Wohnbau Siccardsburggasse in Wien* (2003) wie beim letzten Beispiel die Genossenschaft „Neues Leben“. Der Bau steht mit seinen großflächigen Verglasungen, den Bandfenstern und den weißen Putzflächen an den beiden Straßenfronten in der Tradition der

---

<sup>16</sup> Otto Kapfinger, *Emerging Architecture 1. Kommende Architektur 1. 10 Austrian Offices*. Publikation zur gleichnamigen Ausstellung im Architektur Zentrum Wien. Wien 2000, S. 68

weißen Moderne des vorigen Jahrhunderts. An den Hofseiten bei den Treppenhäusern und den halböffentlichen Bereichen wird die Farbe kalkuliert eingesetzt.

Typologisch erkennt man Parallelen zum vielbeachteten Wohnbau in der Frauenfelderstraße in Wien von Henke & Schreieck, der Anfang der 90er Jahre als frei finanziert Mietwohnbau realisiert wurde. Die Parallelen sind folgende: Ein winkelförmiger Bau wird an der gleichen Stelle neben der Ecke durch die Erschließungstreppe geöffnet, und die Wohnungen sind hofseitig ganz oder zum Teil durch Laubengänge erschlossen. Der Typus bewährt sich auch in der Siccardsburggasse gut. Das Prinzip bleibt ein Orthogonales wie beim Vergleichsbau, aber natürlich unterscheiden sich die Grundrisse. Man bewegt sich hier – bei den unterschiedlichen Wohnungstypen – jeweils um die Nasszellenkerne herum. Die Wohnflächen und Zimmer sind dabei neutral konzipiert. Man könnte sich die Wohnungen auch als offene Loft-Flächen vorstellen, die jeweils nur durch den Kern strukturiert werden.

Als Abschluss des Wohn-Schwerpunktes präsentierte Nasrine Seraji als angesehene Architektin aus Paris ihren frei finanzierten *Wohnbau in der Linzerstraße in Wien* (2003), den sie für den Bauträger Mischek realisierte.<sup>17</sup> Dieser Entwurf dekonstruiert übliche Wohnbautypologien mittels eines Liniengewirrs, das über den Grundriss gelegt wurde. Seraji geht damit im Vergleich zu den anderen ArchitektInnen von ATO 2004 – Delugan\_Meissl und Tschapeller/Schöffauer ausgenommen – am radikalsten vor. Auch wenn die Vielfalt der österreichischen Architekturszene hier immer wieder hervorgehoben wird, so sind wirklich radikale Positionen vielleicht eher selten (es ist wohl kein Zufall, dass zwei organisch-topologisch fundierte Beispiele der jüngsten Zeit in Graz von Ausländern stammen).

Seraji löst die strikte Orthogonalität jedenfalls sowohl in der Horizontalen als auch in der Vertikalen auf. Im einen Fall entstehen Grundrisse mit zahlreichen Schrägen und in ungewohnten Konfigurationen, im anderen Fall zweigeschossige Raumteile, vielfach im Rahmen von Maisonette-Wohnungen. Es geht dabei um das Thema „void“. Die verschiedenen Wohnungen greifen in der Vertikalen winkelförmig ineinander. Françoise Fromont interpretiert das Thema im Kontext der Arbeit von Seraji: „The theme of the void reappears ... as double-height spaces which give the building its identity and the apartments their amplitude. ... By borrowing, as need be, a part of the adjacent apartment, these voids challenge and enrich the way the classical notion of vicinity is perceived.“<sup>18</sup> Diese räumliche

---

<sup>17</sup> Dieser Wohnbau wurde bereits im Rahmen des Forschungsprojektes zu ATO 2003 diskutiert. Siehe im Weiteren die Stellungnahme von Mag. Michaela Mischek-Lainer in diesem Manuskript zu den Fragen der Autorin.

<sup>18</sup> Françoise Fromont, zitiert aus: *Architekturfestival „Turn On“*, a.a.O., S. 19

Idee der „voids“ konkurriert mit der Loosschen Idee des „Raumplanes“, die ebenfalls auf dem Gegensatz von hohen und niederen Räumen beruht.<sup>19</sup>

fasch&fuchs. zählen zu jenen Architekten, die wohl keine architektonisch-radikale Haltung einnehmen, jedoch eine spezifische, die zu Entwürfen führt, die avanciert sind und dennoch keinem Trend folgen. Otto Kapfinger beschreibt dies in seiner poetischen Sprache ganz allgemein: „sie entwerfen gebäude wie karosserien, wie kompakte chassis für leichte cabriolets, die ... sichtbar auf sonne und wetter, auf stadt und gelände reagieren können. ... sich dem gelände anschmiegen, das natürliche oder gebaute relief aufnehmen, ausnützen, abfedern, dabei den möglichst ökonomischen umriss finden und, vor allem, den raum fließen lassen, ... die blicke von innen nach außen lenken, selektieren.“<sup>20</sup> Dies führt im Fall des *Kindermuseums in Graz* (2003) zu einem Baukörper, der sich einerseits strikt horizontal entwickelt, im Querschnitt aber etwas unregelmäßig, fast wie deformiert, ist. Dieser Baukörper schwebt auf den Bandfenstern, die als breiter Streifen und gewissermaßen gläserner Sockel am Boden ansetzen. Insbesondere bei der Beleuchtung des Inneren in der Nacht vermittelt sich der Eindruck, hier sei ein etwas fremd wirkender Körper – sich knapp über dem Boden einpendelnd – gelandet. Die unregelmäßige Konfiguration des Baukörpers ist jener der Sonderschule in Schwechat, die sich gerade in Bau befindet und die die Architekten bei ATO 2004 ebenfalls vorstellten, nicht unähnlich.

Der schmale horizontale Glasstreifen des Kindermuseums geht auf die Blicke der Kinder ein, indem er knapp am Boden ansetzt. Der Raum ist daher auf etwas eigenwillige Weise von unten belichtet. Vielleicht könnte man auch die Raumkonfiguration als kinderfreundlich bezeichnen, da sie harte Kanten und Winkel vermeidet und mittels ineinander übergewandener Elemente – damit sind Boden, Wand, Decke gemeint – weicher geformt sind. fasch&fuchs. schufen multifunktionale Räume, aber auch multifunktionale Möbel, bei denen sich das Vorbild des Designers Verner Panton vermittelt.<sup>21</sup> Zugleich sind diese tragbaren, aufblasbaren Möbel, die dem Sitzen, Liegen, Turnen und sogar Klettern dienen, aber ein eigenständiges neues Design.

Für die *Bezirkshauptmannschaft in Murau* (2002) von Wolfgang Tschapeller und Friedrich Schöffauer gilt das Motto: Je umstrittener ein Bau ist, umso reicher wird er ausgezeichnet. Das neue Amtshaus an der Mur erhielt also zahlreiche Preise. Mit diesem Bau

---

<sup>19</sup> Vgl. dazu: Ulama, *Wiener Wohnungsbau*, a.a.O., S. 37.

Im Rahmen eines weiteren Diskurses wäre die ausführliche Gegenüberstellung von traditioneller und aktueller Idee der Zweigeschossigkeit im Wohnbau ein zentrales Thema.

<sup>20</sup> Otto Kapfinger, *Emerging Architecture 2. Kommende Architektur 2. 10 More Austrians*. Publikation zur gleichnamigen Ausstellung im Architektur Zentrum Wien. Wien 2002, S. 34

<sup>21</sup> Jakob Fuchs erwähnte Verner Panton in einem Gespräch mit der Autorin während der Besichtigung des Kindermuseums im November 2003 selbst.

entstand ein ungewöhnliches und auffälliges, auch provokantes Gebäude, das sich von herkömmlichen architektonischen Vorstellungen weit entfernt hat.<sup>22</sup> Knapp neben der Bundesstraße und unmittelbar am Fluss gelegen programmierten die Architekten ihr Projekt als „override“ an einer schwierig zu bebauenden Stelle nahe beim Ortszentrum. Die Landschaft ist hier knapp bemessen, gewissermaßen eingezwängt zwischen Straße und Fluss, und sie fällt zugleich steil ab.

Vielleicht nahmen die Architekten diese Extremsituation zum Anlass, um – wieder einmal – die Polarität oder auch den Dialog von Architektur und Landschaft, Gebäude und Gelände zum Thema ihres Entwurfes zu machen – auch wenn der Uferrücken aus künstlichen Aufschüttungen bestand, in denen man sogar Kühlschränke und Autoteile fand. Die Landschaft, die hier bebaut wurde, ist genau genommen konstruiert: der künstliche Uferrücken sowie zwei Brücken, die eine aus Beton, die andere für Fußgänger aus Holz. Holzsteg, Deponie und Betonbrücke wurden als „bebaubare Konstruktionen“ verstanden.

Die Bezirkshauptmannschaft setzt sich aus Baukörpern unterschiedlichster Form und Farbe zusammen, die zumeist ganz verglast sind. Während an der Straße noch ein annähernd geschlossener, großer Körper steht, löst sich der Bau zur Mur hin immer stärker auf, und einige kleinere Teile scheinen im steilen Hang wie zufällig verteilt. Die Architekten wollten die „Landschaft dekonstruieren“ beziehungsweise „umschichten“, und die Polarität zwischen Landschaft und Gebäude ist eigentlich aufgehoben.

Im erwähnten großen Baukörper liegt ein hoher, weiter Luftraum zwischen dem abgesicherten steilen Erdreich an der Straßenseite und den Räumen an der Murseite. Hier im Inneren wird die steile Erdformation gewissermaßen künstlich nachgebildet. Die Räume werden mittels offener Treppen und Gänge erschlossen, über die man sich – ähnlich wie in der Natur – in luftige Höhen schwingen kann. Die Realisierung eines experimentellen Entwurfes dieser Art ist eine Besonderheit, und sie sorgte zugleich für heftige Diskussionen. Indem die kleineren Volumen flussseitig den Mursteg der Schweizer Architekten Marcel Meili und Markus Peter eng umfassen, prallen an dieser Stelle konträre Architekturpositionen aufeinander.

Das junge Team Leeb Condak Grundmann nimmt eine Position ein, die in Österreich etwas fremd ist und Einflüsse aus den USA transponiert. Was die beiden bei ATO 2004 vorgestellten Bauten betrifft, so kann man von einer expressiven Interpretation der Konstruktion sprechen. Die *Turnhalle im Lavanttal* (2001) von Leeb Grundmann und das *Fliesenhaus Leeb in Graz* (1999) von Leeb Condak gerieren sich dabei doch recht

---

<sup>22</sup> Vgl. dazu auch: Kapfinger, *Emerging Architecture 2*, a.a.O., S. 226-230

unterschiedlich. Beim älteren Gebäude entsteht über einem quadratischen Grundriss eine organische Bewegung der Fassadenelemente, und zwar mit barocken Anklängen gerade auch was die natürliche Schattenwirkung der geschwungenen Wand betrifft. In der Nacht strahlt das Gebäude aufgrund der horizontalen Wandschlitz, durch die das Licht nach außen dringt. Hier wird die Konstruktion sichtbar. Aus den Schlitz stehen nämlich Balken hervor, was in dieser konstruktiven Direktheit für unser Land etwas fremd wirkt. Die eigenwillige Fassadenornamentik beruht auf übereinander geschichteten Stahlbeton-Fertigteilen. Die Verkleidung – orangefarbenes Glasmosaik – interpretiert hingegen den Inhalt. Im Inneren des Ausstellungsgebäudes geht es dann um den konträren Topos „Raum“. Über acht Geschosse differenziert geführte Treppenläufe ergeben ein komplexes Raumgefüge. Die Architekten sprechen von einer „Bewegungs- und Blickchoreographie“.<sup>23</sup>

Ganz anders als dieser Ausstellungsbau wirkt die Turnhalle im Lavanttal, denn hier entwickelt die Konstruktion, in erster Linie die Deckenkonstruktion des Saales, eine weniger direkte, dennoch unübersehbare Expressivität, die ihre Ursprünge in der Arbeit von Raimund Abraham haben mag (in dessen Büro arbeitete Peter Leeb mehrere Jahre). Beton- und Stahlkonstruktion ergänzen einander, erstere stützend, letztere unter anderem den Raum überspannend. Doch die Deckenkonstruktion wirkt nicht als solche, denn die Stahlträger sind mit Holzelementen flächig verkleidet. Daraus resultieren langgestreckte, schräg abgekantete Körper an der Decke. Die Konstruktion wirkt somit nicht nur, sondern skulptural überformt. Eine einfache, im Grundriss rechteckige Halle wird mit einer komplexen, ausdrucksstarken Dynamik angereichert, die auch in diesem Fall den Inhalt des Bauwerkes – hier also den Sport – interpretieren will.<sup>24</sup> Das Äußere ist im Vergleich zum Innenraum relativ zurückhaltend und schließt an ein bestehendes, unattraktives Schulgebäude an.

Das Architekturfestival will ein gesamtösterreichisches Spektrum vorstellen, wobei die aktuelle Architekturlandschaft in Oberösterreich nicht besonders reich an ambitionierten Bauten ist. Riepl Riepl zählen schon seit langen Jahren zu den führenden Büros in diesem Bundesland. Ihre Haltung ist karg bzw. lapidar, reduziert und zugleich pointiert. Das Czechsche Diktum, im Grunde sei alles Umbau, gilt für Riepl Riepl in einem ganz direkten Sinn – so wie für viele andere Projekte dieser Veranstaltung. So geht auch das *Bundesschulzentrum in Kirchdorf an der Krems* (2002) auf einen Schulbau der 70er Jahre zurück, die *Stadthalle* (2002) daneben ist aber ein reiner Neubau. Riepl Riepl können insofern einer minimalistischen Richtung zugeordnet werden, als sie reduziert denken und das quaderförmige Volumen immer wieder neu interpretieren.

---

<sup>23</sup> *Architekturfestival „Turn On“*, a.a.O., S. 25

<sup>24</sup> Ebenda

Beim Schulzentrum gelang es den Architekten, einen vorhandenen Bau nicht nur funktionell, sondern auch atmosphärisch zu erneuern. Der ursprüngliche Bau der 70er Jahre mit seinen weit ausgreifenden, horizontalen Volumina wirkte vor dem Umbau behäbig und abgenutzt, eigentlich abstoßend. Man könnte die Revitalisierung eine Erneuerung einer ursprünglichen Idee nennen, auch wenn diese in der jetzigen Form nie vorhanden war. Man könnte es auch so formulieren, dass der aktuelle Bau in dieser Weise nie möglich gewesen wäre, hätte der Altbau nicht existiert. Eine reduzierte, gleichsam arme Ästhetik war also vorgegeben, sie entspricht andererseits der allgemeinen Haltung von Riepl Riepl, die sich zugleich in eine spezifische Traditionslinie der jüngeren Architekturgeschichte von Oberösterreich einordnet.<sup>25</sup>

Auffällig sind auch die Hallen, also die allgemeinen Räume des neuen Schulbaus, in ihrer Weite, Einfachheit und zugleich Prägnanz. „Mit betont lapidaren Mitteln wurde ein komplexes Raumgefüge entwickelt. Alt und Neu sind keine Gegensätze, sondern ergänzen einander nahezu unbemerkt. Die Übergänge sind fließend. Anstatt drängender Inszenierungen sind stille, hintergründige Orte entstanden.“<sup>26</sup> Raum ist für Riepl Riepl immer wieder grundlegend, und die Architekten „überlagern das Neuinszenieren der Partitur eines Ortes mit Ambivalenzen, sie vermeiden lineare Kausalketten und platten Materialismus. Peter Riepl spricht von ‚Wackeleffekten‘ als einer Strategie, um den klassischen Ansatz des Purismus hinter sich zu lassen.“<sup>27</sup> Ähnliches gilt auch für den Neubau der Stadthalle gleich neben dem Schulzentrum, die bis zu einem gewissen Grad das völlige Gegenteil der Schule ist. Die Stadthalle ist zwar auch ein großer Quader, aber am Boden ruhend und nach vorne ganz verglast, sodass ein überdimensionaler Rahmen an der Fassade entsteht. Eine breite Rampe greift weit in den Außenraum. Im Inneren liegen multifunktionale Turnsäle, doch unmittelbar hinter der Glasfassade findet man zunächst ein großzügiges Foyer mit zwei seitlichen Treppen zur Galerie. Letztere ist ein offener Raum – offen weiter nach innen zu den Sälen und mit weitem Blick über das Foyer ins Freie. Auch bei diesem Bau ist das primäre Thema der architektonische Raum, die „innere Landschaft“<sup>28</sup>.

Beim bunten Themenspektrum der Veranstaltung am Abend durfte – so wie im Vorjahr auch – das Kulinarische nicht fehlen. Damit ist das Thema Lokal (Café, Restaurant etc.) im weitesten Sinn gemeint. Gerade in Wien gibt es dafür eine Tradition, die bis an den Beginn des 20. Jahrhunderts zurückreicht und international herausragend ist. Das

---

<sup>25</sup> Vgl. Margit Ulama, *Die Aura des Lichtes. Ein Kirchenneubau im oberösterreichischen Steyr*. In: Neue Zürcher Zeitung, Nat. Ausgabe, Nr. 79, 4. April 2003, S. 81

<sup>26</sup> Riepl Riepl zu ihrem Bau in: *Architekturfestival „Turn On“*, a.a.O., S. 27

<sup>27</sup> Kapfinger, *Emerging Architecture 1*, a.a.O., S. 204, 206

<sup>28</sup> Siehe Anm. 26

Architektenteam Eichinger oder Knechtl führt diese Tradition seit vielen Jahren auf hohem Niveau fort. Ihre Neugestaltung des *Klosters Und in Krems* (1640/2003), die sie bei ATO 2004 präsentierten, ist durchaus mit der Haltung von Jabornegg & Pálffy, Vortragende von ATO 2003, vergleichbar. Es vermittelt sich ein Respekt vor der vorhandenen baulichen Substanz, die mit reduzierten Mitteln ergänzt wird. Die Neugestaltung fokussiert sich an verschiedenen Stellen, unter anderem bei der Sichtbetontreppe ins Obergeschoss. Pur, direkt und gewichtig im unmittelbaren Wortsinn sitzt diese Treppe zwischen den alten Mauern. Bei Jabornegg & Pálffy sind vergleichbare Treppen hingegen in einzelne flächenartige Elemente aufgesplittet und insofern leichter.

Das Frühwerk von Eichinger oder Knechtl, das Café-Restaurant Stein, das auf 1985 zurückgeht, ist heute bereits ein anonymer Bestandteil der Wiener Kultur, so wie dies unter anderem für Lokale von Adolf Loos oder Hermann Czech gilt. Mit ihren folgenden Entwürfen gingen Eichinger oder Knechtl immer wieder einen Schritt weiter und waren der Zeit dabei etwas voraus. Das Neue drängte sich nie auf, sondern war in Detailgestaltungen zu finden, etwa in den expressiven, hohen Deckenlampen im Café-Restaurant Halle im Wiener Museumsquartier, das vor zwei Jahren eröffnet wurde. Die Neugestaltung des Klosters Und ist zurückhaltend und schafft zugleich Atmosphäre, zum Beispiel im neuen Restaurant Mörwald und der Vinothek Noitz. In letzterer verdichten sich wiederum ungewöhnliche neue Detailgestaltungen wie etwa die Sitzbänke mit aristokratisch hohen Lehnen und Stehpulte, die massiv und mächtig sind und leicht unregelmäßige Konturen aufweisen.

Im Sinne eines heterogenen Inhaltsspektrums inkludierte das Vortragsprogramm auch zentrale österreichische Kulturbauten ganz unterschiedlicher Art. Die *Helmut List Halle in Graz* (2002) von Markus Pernthaler brachte neue architektonische Themen ins Spiel. Zunächst wurde eine alte Industriehalle mit einer Fachwerkskonstruktion im Dachbereich umgenutzt; die Umgebung präsentiert sich als sprödes Industriegelände. Kultur findet hier in einer Randzone statt, nicht in einem üblichen repräsentativen Kontext. Der zentrale Inhalt ist ein ganz spezieller, nämlich ein Raum für traditionelle und experimentelle Musik- und andere Aufführungen bei einer Kapazität von 1.200 Sitzplätzen. Akustische Brillanz und räumliche Flexibilität waren wesentliche architektonische Gestaltungsaspekte. Der Helmut List Halle liegt eine Vielzahl von technischen Erfordernissen zugrunde, wobei die massiven Sichtbetonkonstruktionen akustisch bedingt sind. Auf Basis der technischen Prämissen ist es Markus Pernthaler jedenfalls gelungen, ein Bauwerk mit besonderer Ästhetik zu schaffen.

Konzeptionell ist der Bau zunächst simpel, reihen sich an der Längsachse doch die drei Hauptbereiche Foyer – Halle – Backstagebereich einfach aneinander. Das Publikum



betrifft das Foyer mittig in der Achse, an den beiden Seiten liegen dann die Nebenräume. Trotz der einfachen Grundidee wirkt der Bau am Ende eindrucksvoll. Aufgrund der völligen Verglasung der Front strahlt der beleuchtete Foyerraum nach außen, das Fachwerk wirkt dabei als feine Struktur, und die Rückwand des Foyers bildet eine leuchtende Fläche. Spannung entsteht auch aufgrund der Stahlbetonquader, die als lange Elemente in die beiden Längsseiten gesteckt sind. Dieses Thema wiederholt sich übrigens beim Baukörper des Backstagebereiches. Im Foyer selbst verwandeln sich die lang gestreckten Betonquader in eine Art innere Fassaden – in Flächen über den Garderoben, die auch für die Präsentation von Kunst genutzt werden.

Für die technoide Ästhetik des Äußeren sind unter anderem Solarzellen als innovative Technik an der Südfassade verantwortlich, wobei es sich hier um die größte fassadenintegrierte Fotovoltaik-Anlage Österreichs handelt. Hier kippt die minimalistische Ästhetik in eine offensichtlich technoid-spröde Ästhetik um. Insgesamt spürt man, was Pernthaler explizit formuliert: Der Bau „war ein technisches Wagnis, die Entstehungsgeschichte spiegelt großes privates und öffentliches Engagement wider“<sup>29</sup>.

Eine langwierige, zehnjährige Entstehungsgeschichte liegt dem *Umbau und der Erweiterung der Albertina* in Wien (2003) von Steinmayr & Mascher zugrunde. Während sich in der Albertina nun eine prominente Ausstellung an die andere reiht und das zeichenhafte Flugdach von Hans Hollein nach seiner Fertigstellung einen ebenfalls prominenten Platz in den Medien einnahm, stand die Neugestaltung von Steinmayr & Mascher in der Berichterstattung anlässlich der Eröffnung zu Unrecht etwas im Hintergrund. Ein prominenter Um- bzw. Neubau im Zentrum Wiens verschwindet hier einmal mehr in der Textur der Stadt und ist für den normalen Stadtwanderer nicht sichtbar. Im besten Fall gleitet sein Blick über die neuen Bauteile hinweg. Das Architekturfestival wollte auch Laien sonst nicht mögliche Einblicke geben.

Die Albertina geht von allen bei ATO 2004 vorgestellten Projekten am weitesten in der Geschichte zurück, nämlich ungefähr achthundert Jahre, und hat einen dementsprechend komplexen Hintergrund. Als 1992 die Hofburg nebenan brannte, wurde man sich der prekären Sicherheitslage einer weltberühmten Grafiksammlung bewusst. Steinmayr & Mascher hatten aufgrund der Komplexität der Gegebenheiten eine schwierige Aufgabe zu bewältigen, und ihr Entwurf ist jetzt visuell nur für den Kenner präsent. Wirklich neu sind wenige Teile wie zum Beispiel Studiengebäude und Tiefspeicher, die im Basteivolumen verschwinden. Hier entstand auch ein neuer Gartenhof mit Wasserbecken an einer fein gegliederten, ebenfalls

---

<sup>29</sup> *Architekturfestival „Turn On“*, a.a.O., S. 31

neuen Glasfassade mitten im historischen Kontext – ein faszinierendes Ineinander, wenn man es nur sehen kann. Neu ist weiters eine große Ausstellungshalle im Basteivolumen, zu der eine doppelte Rolltreppe, die effektiv von zwei seitlichen Lichtwänden begrenzt wird, vom höher gelegenen Palais-Parterre führt. An diesem Punkt setzt sich die neue Architektur konzentriert in Szene.

Komplex ist die Neugestaltung der Albertina auch aufgrund der unterschiedlichen Beteiligten. Während Hans Hollein das Zeichen nach außen setzte, wurden die historischen Bauelemente von den Fassaden bis zu den Prunkräumen von den Experten der Albertina restauriert. Der Landschaftsarchitekt für die Bepflanzung der Bastei war Günther Vogt, der Architekt des Cafés Arkan Zeytinoglu und der Designer des Museumsshops Cullom Lumbsden. Das „Invisible Cinema 03“ des Österreichischen Filmmuseums wurde ebenfalls von Steinmayr & Mascher – wieder ganz in Schwarz – neu gestaltet.

Mit der Albertina wurde also ein spezifisches, tief in die Tradition von Wien eingebundenes Thema vorgestellt. Ganz anders präsentierte sich das folgende Thema, der *Hauptbahnhof in Innsbruck* (2004) von Riegler Riewe. Mit diesem Entwurf führten die Architekten das Thema des durchlöcherten Baukörpers, wie sie ihn bereits beim Bundesinstitut für Sozialpädagogik in Baden (1998) und bei den Informations- und Elektrotechnischen Instituten der TU Graz-Inffeldgründe (2000) verwendeten, fort.<sup>30</sup> Ein Grund, dieses Projekt für die Präsentation auszuwählen, war sein großer Maßstab. Das Architekturfestival will gezielt Bauten unterschiedlichster Dimension vorstellen. Der neue Hauptbahnhof stellt insofern schließlich eine provokante Geste dar, als der gesamte Bau allein durch einen lang gestreckten Quader gebildet wird.

Der Bau fügt sich in die Stadtstruktur ein, liegt also parallel zu den Geleisen einerseits und zu der Häuserfront andererseits, wobei zwischen dem Baukörper und der Häuserfront ein weiträumiger Vorplatz entsteht, der im Moment noch nicht fertig gestellt ist. Der Bau ist radikaler als die beiden erwähnten früheren Bauten, bei denen trotz einer Vielzahl von Fenstern die Außenwände noch immer als solche wirken. In Innsbruck sind diese fast gänzlich aufgelöst, die Außenwände existieren nur mehr als eine lineare Struktur von vertikalen und horizontalen Elementen. Dazwischen ist alles Glas. Der Baukörper existiert für sich, er existiert also nicht in der In-Beziehung-Setzung wie bei den anderen Beispielen. Die Architekten sprechen von einer „Gitterstruktur... So kann das Geschehen auf den Perrons

---

<sup>30</sup> Vgl. Margit Ulama, *Riegler Riewe. Minimalismus made in Graz*. In: *architektur aktuell* 216/1998.

vom Platz davor beobachtet werden, was den bis dato an diesem Ort nicht vorhandenen urbanen Charakter verstärkt.“<sup>31</sup>

Was die Erscheinung des Baus betrifft, so entsteht über die Gitterstruktur mit den Glasflächen dazwischen ein potenziell unendliches Fassadenmuster. Riegler Riewe nehmen damit eine zentrale Reflexion der erwähnten früheren Bauten auf. Bei diesen kann man nicht nur von einem Muster, sondern auch von einem Ornament, und zwar einem „minimalistischen Ornament“ sprechen.<sup>32</sup> Die starke Transparenz des Baukörpers soll im Fall des neuen Bahnhofes in Innsbruck die Transparenz der Funktionen bewirken. Diese wurde insofern noch verstärkt, als die Hauptebene auf die Ebene der Unterführungen verlegt wurde. Dadurch liegt jetzt im Erdgeschoss des Baukörpers der Luftraum der Bahnhofshalle. Durch diesen blickt man also durch auf das „Geschehen auf den Perrons“. Eine weitere Intention der Architekten bei der Verlegung der Hauptebene ins Untergeschoss war es, der Reisende möge vom Eingangsbereich aus alle Funktionen wie Ticketkauf und Zugang zu den Bahnsteigen optimal überblicken können. Der Blick in die Bahnhofshalle vermittelt tatsächlich großstädtische Weite. Inwieweit die architektonische Grundkonzeption auch Monotonie in sich birgt, sei hier vorerst dahingestellt.

Mit dem Vortrag von Klaus Kada kam das diesjährige Architekturfestival „Turn On“ zu seinem Höhepunkt in den Nachtstunden und zugleich zu seinem Abschluss. Kada präsentierte sich als eloquenter Vortragender, der die Idee, ArchitektInnen erzählen ihre Geschichten und stellen das Konzept ihrer Bauten vor, gekonnt umsetzte. Natürlich hatte er auch einen spannenden Bau zu präsentieren, die *Europäische Akademie Bozen* (2002). Seit dem Inkrafttreten der Autonomiestatuten von 1992 entwickelt sich Bozen äußerst dynamisch, gerade was neuen Bildungsstätten und Kulturbauten betrifft.<sup>33</sup> So ist es wohl kein Zufall, dass die EURAC gerade in Bozen entstand.<sup>34</sup> Der Bau steht exemplarisch für die zwei relevanten Auswahlkriterien – spannender Inhalt und außergewöhnliche Architektur. Es handelt sich in diesem Fall um eine Wissenschafts- und Forschungsinstitution europäischen Formats, mit Schwerpunkten wie zum Beispiel Sprache und Recht, ethnische Minderheiten und genetische Medizin. Die Institution ist jung – 1992 gegründet – und expandierte schnell. So suchte man bereits 1995 nach neuen Räumlichkeiten.

---

<sup>31</sup> *Architekturfestival „Turn On“*, a.a.O., S. 35

<sup>32</sup> Vgl. dazu: Margit Ulama, *Das minimalistische Ornament. Konträre Traditionen und Beispiele von Herzog & de Meuron, Elsa Prochazka und Riegler Riewe*. In: Dies., *Architektur als Antinomie. Aktuelle Tendenzen und Positionen*. Wien, Bozen 2002, S. 190-238

<sup>33</sup> Vgl. Gabriele Detterer, *Bauen für Wissenschaft und Kunst. Bozen gibt sich ein neues Gesicht*. In: *Neue Zürcher Zeitung*, Intnat. Ausgabe, Nr. 32, 9. Februar 2004, S. 23

<sup>34</sup> Vgl. die Dokumentation von Stephanie Risse-Lobis, *EURAC. Ein Haus für die Europäische Akademie Bozen. Architektur – Geschichte – Wissenschaft*. Wien, Bozen 2003

Diese fand man in den Mitte der 30er Jahre errichteten GIL-Komplex der Architekten Francesco Mansutti und Giuseppe Miozzo mit seinem auffälligen Turm. Das Gebäude hatte eine wechselvolle Geschichte hinter sich und war schließlich in sehr schlechtem baulichem Zustand. Der Wettbewerb, der 1995 ausgeschrieben wurde, rettete eine der bedeutendsten baulichen Anlagen aus der Mussolini-Ära vor dem Verfall. Die revitalisierte Anlage sticht heute aufgrund seines Anstrichs in Pompeji-Rot und der weißen Fensterbänder und Türrahmungen wieder ins Auge. Eine Besonderheit ist außerdem das elliptische Auditorium im Hof mit seinem spiralförmig sich nach oben windenden, schmalen Fensterband. Das Pendant dazu bildet eine elegant sich nach oben schwingende, ebenfalls spiralförmige Freitreppe.

Kadas Zubauten nehmen sich zurück. Er verwendete verglaste Baukörper, die innen leichte, offene Arbeitsräume bieten und außen einen ansprechenden Kontrast zum rotfarbenen Bestand darstellen. Zum Teil spiegeln diese Volumina die Berglandschaft nahe der Stadt. Kada setzte bewusst einen konträren Akzent zur vorhandenen Bausubstanz, die am Schnittpunkt von Alt- und Neustadt sowie am Zusammenfluss von Talfer und Eisack liegt. Während er die materielle Existenz seiner Bauteile durch die extensive Verwendung von Glas gleichsam aufzuheben versuchte, sorgte der Südtirol Künstler Manfred Alois Mayr dafür, dass diese Existenz doch bewahrt und sogar betont wurde. Er entwickelte das Farbkonzept für die Innenräume und setzte unter anderem starke Kontraste wie Moosgelb und Purpurviolett gegeneinander.

## 2. Die Vermittlung von Architekturinhalten

Die Grundlage der Vermittlung bildeten auch im heurigen Jahr die halbstündigen PowerPoint-Vorträge. Ergänzend zum Hauptprogramm fand wieder ein Kinder-Workshop statt, der ähnlich erfolgreich wie im Vorjahr war. Über den ersten Vortrag wurden nun auch Jugendliche mit einbezogen. Die Veranstaltung stieß auch heuer auf großes Publikumsinteresse, wobei interessanter Weise der größte Andrang am Nachmittag war, als kurzfristig seitens des RadioKulturhauses sogar überlegt wurde, die Saaltüren wegen Überfüllung zu schließen. Die Türen standen offen, um einen kontinuierlichen Wechsel des Publikums zu ermöglichen. Die Organisatorin bzw. Autorin erhielt wieder zahlreiche positive Rückmeldungen, was die Veranstaltung an sich aber auch was die gute Organisation betraf – von Vortragenden, Sponsoren aber auch von bekannten Besuchern.

Der Pre-Event fand wie im Vorjahr im ORF KulturCafe unter Teilnahme von allen vortragenden ArchitektInnen statt. Als prominenter politischer Vertreter hatte Staatssekretär Franz Morak seine Teilnahme bestätigt. Er sagte jedoch kurz vor dem Pre-Event ab. Seitens der Sponsoren sagte ein Vertreter der Firma Sunsquare der Organisatorin „zunächst herzlichen dank für ihre gelungene veranstaltung! ich riß mich am samstag 2x kurz von unserem wiener messeauftritt los, um ein wenig vom festival mitzubekommen (leider zu wenig!) beim pre-event kam es zu mehr durchmischung und gesprächen unter den teilnehmern als im vorjahr, was ich sehr begrüße.“<sup>35</sup> Beim ersten Pre-Event im Vorjahr hatte sich gezeigt, dass eine solche Durchmischung ein schwieriges Unterfangen ist, auch wenn oder vielleicht gerade wenn die Teilnehmer divergent sind. Ein Netzwerk aufzubauen, wie es eine Idee des Architekturfestivals ist, benötigt auch Ausdauer.

Was den ersten Vortrag, also die Präsentation des Workshops von Gymnasiasten betrifft, so waren die vorgestellten Arbeiten wie bereits erwähnt höchst interessant. Die Idee, dass über diesen Vortrag auch jugendliches Publikum bzw. andere Lehrer mit Schülern angezogen würde, hat sich jedoch weniger erfüllt.<sup>36</sup> Der vortragende Lehrer, Wolfgang Richter, wurde nach dem Vortrag von Staatssekretär Morak angesprochen, da er Interesse an der Unterstützung der Initiative hatte. Richter schrieb der Organisatorin: „Wir danken für die Einladung, Ihr Engagement und für die perfekte Organisation. Das Feedback war durchwegs positiv. Morak hat unser Anliegen zur Architekturvermittlung ernst genommen und uns zu einem Gespräch eingeladen, um das Thema zu diskutieren.“<sup>37</sup> Eine Herstellung von Kontakten dieser Art ist natürlich ein Erfolg für die Veranstaltung.

Natürlich wäre es leichter, über die Einladung von „Stars“ ein großes Publikum anzusprechen. Was das Programm des Architekturfestivals betrifft, so soll jedoch eine Mischung auf den verschiedensten Ebenen erreicht werden, auch was Alter und Bekanntheitsgrad der Vortragenden betrifft. Bei der diesjährigen Veranstaltung waren eher jüngere ArchitektInnen beteiligt, auch ganz junge, die in einigen Fällen wenig Erfahrung hinsichtlich Eloquenz und entspanntem Auftreten auf einer großen Bühne hatten. Trotzdem wurde der erste Programmteil sehr gut angenommen. Für den zweiten Teil könnten beim nächsten Mal wieder gezielt „Stars“ ins Auge gefasst werden, die auch die jüngeren Vortragenden mitziehen und gewissermaßen aufwerten. - Die Pause zwischen 16h und 17h war heuer neu, mit der Intention, dem Publikum mehr Gelegenheit zum Gespräch zu geben. Durch eine solche Unterbrechung kann eine Veranstaltung aber auch etwas abreißen, sodass

---

<sup>35</sup> Fritz Köhler von der Firma Sunsquare in seinem mail vom 22.3.2004.

<sup>36</sup> Dies ist zumindest der Eindruck der Autorin und Organisatorin vom Publikum.

<sup>37</sup> Wolfgang Richter in seinem mail vom 21.3.2004.

es beim nächsten Mal zu überlegen ist, ob der „Architekturmarathon“ nicht doch ein solcher bleiben sollte.

Was die Vermittlung betrifft, so will das Architekturfestival Fachleute informieren und Laien begeistern bzw. diesen einen möglichen Zugang zu gehobener Gegenwartsarchitektur öffnen. Betreffend der Mischung des Publikums fragte Nasrine Seraji während ihres Vortrages, wie viele Architekten im Publikum wären, worauf ca. zwei Drittel der Anwesenden die Hand hob. Das Interesse von Laien war also durchaus groß. Eine besondere Stelle im Rahmen der Vermittlung nehmen die führenden Vertreter von Genossenschaften und Bauträgern ein, da sie das architektonische Geschehen entscheidend mit beeinflussen und auf ihre eigene Weise vermittelnd wirken. Vertreter besonders aufgeschlossener, engagierter Unternehmen nahmen an ATO 2004 als Sponsoren teil, wohl auch weil Projekte von Ihnen im Rahmen der Veranstaltung vorgestellt wurden. Die Tätigkeit von solchen Genossenschaften bzw. Bauträgern und die Wirkung des Architekturfestivals können durchaus als Ergänzung verstanden werden.

Während im einen Fall Bauten für eine Klientel realisiert werden, die vielleicht in vielen Fällen nichts mit qualitätvoller Architektur anfängt und diese gewissermaßen nicht benützen kann, so soll im Fall des Architekturfestivals eine Sogwirkung des Positiven hergestellt werden. Denn sobald etwas in der Öffentlichkeit und damit auch in den Medien präsentiert wird, „muss“ es gleichsam etwas Positives sein. Die Möglichkeit des Anschauens und Zuhörens wird geboten, wodurch zumindest für ein interessiertes Publikum Barrieren abgebaut werden können. Die Stellungnahmen von zwei an ATO 2004 teilnehmenden Sponsoren belegen, dass von „Unternehmerseite“ Verantwortlichkeit und bis zu einem gewissen Grad auch eine Vermittlerrolle übernommen wird. Die Autorin stellte gezielte Fragen, die Antworten darauf lauteten wie folgt:

Mag. Michaela Mischek-Lainer, Geschäftsführerin von „Mischek“ in ihrem mail vom 5.3.2004:

Was sind Ihre Gründe, anspruchsvolle Wohnbauten (gefördert oder frei finanziert) zu realisieren?

“Ich verfolge mit der Entwicklung unserer Projekte auch einen persönlichen Anspruch, den ich an moderne Architektur und Wohnbau im Allgemeinen stelle. Dies ist insbesondere an der Auswahl der Architekten, mit denen ich zusammen arbeite, deutlich erkennbar.

Meine Philosophie ist, dass man Produkte nur dann gut verkaufen kann, wenn man persönlich davon überzeugt ist und an sie glaubt.

Darüber hinaus trägt ein jahrzehntelang agierendes Unternehmen wie Mischek eine erhebliche, städtebauliche Verantwortung, indem es das Stadtbild maßgeblich mitbestimmt. Nichtzuletzt leben auch wir u.a. von öffentlichen Mitteln (Wohnbauförderung): Anstrengungen und ein gewisser Innovationsgrad sind vonnöten, um hier mit anspruchsvollen Konzepten zu überzeugen.“

#### Wie reagieren Mieter/Käufer auf sogenannte anspruchsvolle Architektur?

“Mieter reagieren im positiven Sinne deutlich stärker auf moderne Architektur. Sie sind aufgrund der fehlenden, finanziellen Bindung deutlich innovationsfreudiger als Eigentümer. Wir haben beobachtet, dass z.B. ungewöhnliche Grundrisse in Miete leicht und im Eigentum kaum zu verwerten sind. Grundsätzlich gibt es zahlreiche Vorurteile gegen Architektur und Architekten. Wir sehen uns hier in einer wichtigen Vermittlerrolle, so stellen wir zum Beispiel sogar in unseren Verkaufsprospekten die Architekten bzw. deren Architekturkonzepte vor. Besonders gut funktioniert die Vermittlung in Partizipationsprojekten, wo Kunden und Architekten an einem Tisch sitzen und individuelle Lösungen diskutieren und erarbeiten. All das sind Maßnahmen, die man setzen soll, um vorherrschende Barrieren niederzureißen.“

#### Ihre Erfahrungen mit Bauträgerwettbewerben.

“Ich habe mit Bauträgerwettbewerben nur die besten Erfahrungen gemacht. Ich bin persönlich mit dem ersten Bauträgerwettbewerb (Grundäcker) in die Projektentwicklung eingestiegen und habe gleich, durch meinen ganzheitlichen Ansatz (Verbindung eines hochqualitativen Architekturansatzes mit sozialen und ökologischen neuen Konzepten) Erfolge feiern können. Bauträgerwettbewerbe haben eine unwahrscheinliche Veränderung der ganzen Wiener Wohnbau Landschaft mit sich gebracht. Der Konkurrenzgedanke unter den Bauträgern und Architekten hat zu zahlreichen spannenden Ideen und Konzepten geführt. In grösseren Projektgebieten ist der Bauträgerwettbewerb sicher ein sehr sinnvolles Instrument. In einigen Detailpunkten liegen aber auch noch Verbesserungspotentiale (insbesondere in der Umsetzungs Koordination), damit die hier entstehenden Siedlungen zu einer harmonischen Einheit werden. Hierbei könnte zum Beispiel eine übergeordnete Freiraumkoordination durch den WBSF wertvolle Dienste leisten.“

#### PR-Wert von guter Wohnbauarchitektur.

“Eine spannende und innovative Architektur interessiert und macht neugierig, auch die Medien, die speziell im Falle des Wohnbaus dankbar über innovative Wohnbauprojekte sind,

die sich vom Herkömmlichen abheben. Die Architekturreportagen über Wohnbauten sind vergleichsweise gering zu gewerblichen oder öffentlichen Bauten. Leider wird in unseren breiten Medien wie z.B. Tageszeitungen das Thema Architektur nur angeschnitten, aber nicht aufgearbeitet - andere europäische Länder oder auch das Bundesland Vorarlberg sind hier deutlich weiter gekommen. Auch das ist bei uns ein Grund, warum Menschen, trotzdem ein grundsätzliches Interesse vorhanden ist, noch Berührungängste bei diesem Thema zeigen und vielerorts das Verständnis fehlt. Ich, die ich mich der Entwicklung anspruchsvoller Architekturprojekte verschrieben habe, muss weiters festhalten, dass die Qualität meiner Projekte den Wert der Unternehmensmarke erhöht und damit als Positionierungsinstrument unschätzbar wertvoll ist.

Direktor Stadler von der Genossenschaft „Neues Leben“, die ebenso wie der Bauträger „Mischek“ das Architekturfestival sponserte, antwortete auf dieselben Fragen in einem mail vom 19.3.2004:

“Die Unternehmensphilosophie von Neues Leben ist, sich mit anspruchsvollen Wohnbauten etwas von der Konkurrenz ‚abzuheben‘. Unsere Wohnungen sind daher zwar etwas teurer, dies wird aber von unseren Mietern / Käufern akzeptiert. Anspruchsvolle Architektur ist nicht primär entscheidend für den Wohnungskauf, hier sind in erster Linie Grundrisse, Freiräume, Infrastruktur und ‚Bezirksgebundenheit‘ entscheidend. Im Zusammenhang mit diesen Kriterien ist jedoch eine anspruchsvolle, mietengerechte Architektur sehr wohl für die spätere Wohnzufriedenheit von Bedeutung.

Der PR-Wert von guter Wohnarchitektur und damit verbunden die Präsenz in Medien, Publikationen, etc. ist generell für das Unternehmen natürlich ein gewichtiger Faktor, kann aber auch in Einzelfällen bei der Vermarktung von Objekten, die auf Grund etwas ungünstiger Rahmenbedingungen schwer verwertbar sind, entscheidende Impulse geben.

Bauträgerwettbewerbe sind für die Entwicklung des Wohnbaus, für Umsetzung von innovativen Ansätzen, Forschungsprojekten, etc. wichtig, man sollte allerdings bei den Ausschreibungsbedingungen die Zielvorgaben nicht zu sehr detaillieren, um den Gestaltungsspielraum sowohl hinsichtlich Architektur als auch Innovation offen zu halten. Etwas kritisch sehen wir auch die Transparenz der Juryentscheide, da aus veröffentlichten Juryprotokollen die für die Entscheidung des Wettbewerbs maßgebenden Punkte nicht immer klar ersichtlich sind.

Hier wäre die Veröffentlichung einer Bewertungsskala, die auf die Rahmenbedingungen des Wettbewerbs abgestimmt sind (wie z.B. städtebauliche Umsetzung,



Architektur, Ökonomie, Ökologie, Themenumsetzung, etc.) auch für künftige Wettbewerbsteilnahmen wichtig. Entscheidendes Kriterium in der Planung ist für uns auch, mit neuen Architektenbüros zu arbeiten, da dadurch gewährleistet ist, dass neben den Erfahrungen, die wir aus bestehenden Projekten, der Betreuung unserer Anlagen und der damit verbundenen Rückmeldungen unserer Mieter einbringen können, auch immer wieder neue Anregungen und Weiterentwicklungen stattfinden.“

Das Engagement seitens dieser Bauträger ist herausragend und zeugt nicht nur von besonderer Offenheit. Der Themenkomplex, der mit dieser „Befragung“ berührt wurde, ist natürlich komplex und birgt im Grunde genügend Fragen für eine eigene, umfassende Thematisierung.

### 3. Der aktuelle Stellenwert des geförderten Wohnbaus

Wohnen ist heute ein Top-Thema, denn „Wohnzeitschriften haben Hochkonjunktur“.<sup>38</sup> Wohnen gehört zum Lifestyle, Wohnen ist „in“. Doch wie wohnt man eigentlich? – bei unterschiedlichen Kostenlevel, könnte man hinzufügen. Um den aktuellen Stellenwert des geförderten Wohnbaus zu beleuchten, sei die Entwicklung des Wohnbaus national und international mittels prägnanter Beispiele dargestellt, denn über diese vermitteln sich generelle Tendenzen.

Betrachtet man nicht nur Einfamilienhäuser bzw. Stadtvillen, so gibt es verschiedenste typologische Ansätze und Maßstäbe bei Wohnbauprojekten. Heterogenität ist, auch in dieser Hinsicht, ein Thema unserer Zeit. „Dass heute unterschiedliche Wohn- und Lebensformen als legitim gelten, ist selbst in liberalen westlichen Ländern ein relativ neues Phänomen.“<sup>39</sup> Man stellt schließlich fest, dass gegenwärtig ein besonderer architektonischer Anspruch nicht nur im Rahmen des Einzelhauses verwirklicht wird. Anspruch und Experiment manifestieren sich auch im Rahmen des Massenwohnungsbaus.

Trotz der Divergenz, die man konstatieren kann, sind die gegenwärtigen Entwicklungen durch bestimmte Schwerpunkte gekennzeichnet. Ein Schlagwort der jüngeren gesellschaftlichen Entwicklung ist „Individualisierung“, das unter anderem vom Soziologen Ulrich Beck in die Diskussion geworfen und von Bart Lootsma in den architektonischen

---

<sup>38</sup> Judit Solt, *Wohnungsbau für wen?* In: archithese 4/2003, „Wohnbauprogramme“, S. 38

<sup>39</sup> Ebenda

Kontext transferiert wurde. Letzterer illustriert seinen Standpunkt mit Andreas Gurskys monumentaler Fotografie „Paris, Montparnasse“ (1993) eines überdimensionalen Wohnblocks aus den siebziger Jahren. Hinter einer rasterförmigen und damit eintönigen Fassade manifestiert sich aber „die Krise solcher öffentlich geförderten Wohnbauten ... als ein kaleidoskopisches Tohuwabohu unterschiedlicher Lebensstile.“<sup>40</sup> Eine zentrale Frage ist, was „Individualisierung“ heute wirklich bedeutet bzw. wie sie sich auf die gegenwärtige Architektur auswirkt. Das Streben nach Individualität im gleichförmig strukturierten, rasterartigen Wohnbau einerseits und im gleichförmig gereihten, scheinbar subjektiv gestalteten Einfamilienhaus andererseits sind nur zwei Facetten eines vielfältigen Themas der Gegenwart.

Ulrich Beck reflektiert den Topos Individualisierung, der Ausdruck eminenter gesellschaftlicher Änderungen ist und zugleich Mittel, sich in einer neuen Welt zurechtzufinden. Bastelbiografien und Patchwork-Lebensstile bestimmen heute unser Leben, alles muss gleichsam individuell entschieden werden. „Mobilität und Globalisierung, gewandelte Familien- und Arbeitsstrukturen, veränderte Auffassungen von Öffentlichkeit und Privatsphäre stellen Bauträger und Architekten vor neue Probleme. Flexiblen Lebensmodellen, einer Vielzahl differenzierter Bedürfnisse kann nicht eine einzige räumliche Lösung entsprechen. ... Bei näherem Hinsehen fällt jedoch auf, dass echte typologische Neuerungen eher selten sind – bis auf wenige erfreuliche Ausnahmen.“<sup>41</sup> Jedenfalls verlor die standardisierte Normalwohnung im Sinne eines Typus (Grundrisstypus), wie sie sich im Laufe des 20. Jahrhunderts entwickelte, immer mehr an Bedeutung. „Betrachtet man Globalisierung, Enttraditionalisierung und Individualisierung zusammen, so wird deutlich, dass das eigene Leben auch ein experimentelles Leben ist.“<sup>42</sup> Diese neue Art der Lebensgestaltung oder Lebenskonzeption muss sich gewissermaßen auf die Architektur – insbesondere die Wohnbau-Architektur – auswirken.

Es gibt kaum mehr Vorgaben, wie der Grundriss einer Wohnung auszusehen habe. Prinzipiell kann jeder nach mehr oder weniger eigenen Richtlinien leben. Dabei sind die neutralen Räume von Gründerzeitwohnungen nach wie vor aktuell und werden auch mittels einfacher Rechteckräume gewissermaßen neu interpretiert. Auf der anderen Seite ist die Offenheit und Neutralität von Lofts beliebt. Der Wohnbau wird insgesamt zum Experiment, denn die Erfüllung von Grundbedürfnissen rückte bereits stark in den Hintergrund. Das

---

<sup>40</sup> Bart Lootsma, *Individualisierung*. In: ARCH+ 158/2001, „Houses on Demand“, S. 43

<sup>41</sup> Redaktion, *Wohnbauprogramme*. In: archithese 4/2003, „Wohnbauprogramme“, S. 2

<sup>42</sup> Ulrich Beck in einer seiner zahlreichen Publikationen zum Thema. Ulrich Beck, *Individualisierung, Globalisierung und Politik. Eigenes Leben in einer entfesselten Welt*. In: ARCH+ 158/2001, „Houses on Demand“, S. 31

„Tohuwabohu unterschiedlicher Lebensstile“ manifestiert sich heute architektonisch, indem vielfältige Grundrisse im Rahmen großer, einfacher Baukörper realisiert werden. Diese Entwicklung – also anspruchsvolle, innovative Entwürfe – will das Architekturfestival in den Mittelpunkt stellen. Dabei bemerkte man bei aller aktuellen Vielfältigkeit – wie erwähnt – bestimmte Tendenzen und vorrangige Themen.

Man findet gegenwärtig auch Ansätze der individualisierten Massenfertigung. Dabei kann man von einer neuen Art der Mitbestimmung im Wohnbau oder zumindest von Versuchen, die diese möglich machen, sprechen. „Mass customization“ ist ein durch die avancierte Digitalisierung provozierte Fragestellung, die am MIT in Cambridge, Massachusetts, als groß angelegtes Forschungsprojekt unter der Führung von Kent Larson untersucht wird.<sup>43</sup> Wenn die Beteiligung des Nutzers im Sinne einer neuen Demokratisierung dessen Wünsche verstärkt mit einfließen lassen soll,<sup>44</sup> so stellt sich dabei die Frage nach den tatsächlichen Realisierungen und architektonisch-ästhetischen bzw. räumlichen Auswirkungen. Wird eine digitale Haus-Bestellung jemals praktikabel sein? „Mitbestimmung“ als ein Aspekt des Topos „Individualisierung“ ist heute somit digital und analog – siehe dazu die *Sargfabrik* von ATO 2003 – möglich. In diesem Sinn sind auch anspruchsvolle *Fertighäuser*, die je nach den Bedürfnissen der zukünftigen Bewohner variiert werden können, gegenwärtig ein Thema. Ein interessantes Beispiel dafür wurde in den letzten Jahren in Japan entwickelt.

### **Einzelhäuser**

Standardisierung meint bei diesen Häusern – den *FOB-Homes* – den Entwurfsprozess und nicht die praktische Bauausführung der Betonhäuser. Über einem quadratischen Grundriss werden Variationen von weißen Kuben in der Tradition der Moderne entwickelt. Die bisherigen Konzepte zeigen eines – nämlich dass auch bei Fertighäusern mit dem architektonischen Raum experimentiert werden kann bzw. dass differenzierte Grundrisse sogar bei Fertighäusern möglich sind, unter anderem mittels der unterschiedlichen Setzung von „voids“.<sup>45</sup> Diese Tendenz zur differenzierten räumlichen Entwicklung, z.B. auf Basis eines sehr klaren Systems wie des Quadrats, kann man als eine allgemeine Tendenz im

---

<sup>43</sup> Kent Larson war einer der Referenten bei dem von der Autorin organisierten Symposium „Future Vision Housing“, das am 12./13. Oktober 2001 im O.K Centrum für Gegenwartskunst in Linz stattfand. Vgl. u.a.: Kent Larson, Mark A. Tapia, José Pinto Duarte, *A New Epoch. Automated Design Tools for the Mass Customization of Housing*. In: a+u, Nr. 366, 01:03, S. 116-122

<sup>44</sup> Mass Customization wurde auch in ARCH+ zur Diskussion gestellt: Nikolaus Kuhnert, Susanne Schindler, *Houses on Demand – Mass Customization in der Architektur*. In: ARCH+ 158/2001, „Houses on Demand“, S. 24-25.

<sup>45</sup> Die FOB-Homes wurden in ARCH+ 158/2001, „Houses on Demand“, S. 100-103 vorgestellt.

Wohnbau bezeichnen. Die Verwendung von „voids“ sowie von zentralen Kernen, um die man sich frei herumbewegen kann, sind in variiertem Form bei den im Rahmen von ATO 2004 präsentierten Wohnbauten zu finden.

Das besondere Einzelhaus ist heute nach wie vor ein Thema, zum Beispiel hinsichtlich des Materialexperiments: 2002 entstand von Kengo Kuma & Associates das *Plastic House* in Tokyo, parallel dazu wurde in der Schweiz ein kostengünstiges *Typenhaus aus Stahl* entwickelt, das aus U-förmigen Elementen besteht und eine Art „ready-made“ zum Fixpreis darstellt. Als drittes Beispiel sei die *Glass Residence Laminata* (2001) von Kruunenberg Van der Erve Architekten in Leerdam, Niederlande, ein gänzlich aus Glaselementen bestehendes Haus, erwähnt. Sogar die Massivwände bestehen hier aus lamellenartigen Glaselementen.

Auch die Hausform ist nach wie vor ein Thema. Das Spektrum reicht gegenwärtig noch immer vom minimalistischen Kubus bis zum Satteldachhaus, das einen einheitlichen plastischen Körper bildet – letzteres bunt und vielleicht auch etwas ironisch bei MVRDV in der *Siedlung Waterwijk Ypenburg* (2001) und aus Holz und samt Blechdach bei der *Casa Van Middelhem-Dupont* von Álvaro Siza in Ostenda, Belgien (2002).

Dass es bei der Entwicklung des Einzelhauses daneben konservative Tendenzen gibt, belegt die *Villa Ringier* (2001) in Küsnacht bei Zürich von Marcel Meili und Markus Peter. Zwar sind die Ausgangselemente zwei gewissermaßen moderne Quader; doch entgegen anderer aktueller Beispiele in der Deutschschweiz, die in ihrer minimalistischen Konzeption neutrale rechteckige Räume, oft mit einer loftartigen Tendenz, in sich beherbergen, wird hier der Rechteckraum wieder der klassischen Typologie einer bürgerlichen Villa angenähert.<sup>46</sup> Nicht Entmaterialisierung, sondern Materialisierung ist hier das Thema: Die Räume sind eher in sich geschlossen und wirken schwer, so wie die Villa insgesamt. Die glatten Fassadenflächen bestehen aus einer tragenden Natursteinwand mit einem feinen, exakten, historisierenden Fugenbild.

### **Mehrfamilienhäuser**

Mehrfamilienhäuser repräsentieren die platz sparende Alternative zum Einfamilienhaus und sind in dieser Hinsicht kostengünstiger. Für den geförderten Wohnbau könnten sie ein zentrales Thema bilden und wären insofern dringend aufzuwerten. Eine individuell zugeschnittene Lösung entwickelten Christine und Horst Lechner mit ihrem geförderten *Dreifamilienhaus Rif in Hallein* bei Salzburg (2000), das für die Präsentation im Rahmen von ATO 2004 zur Diskussion stand. Dass dieses Projekt, das durchaus als Vorzeigeprojekt

---

<sup>46</sup> Vgl. J. Christoph Bürkle, *Konkretion des Machbaren. Marcel Meili und Markus Peter: Villa Ringier, Küsnacht*. In: *archithese* 1/2002, „Swiss Performance“, S. 6-11

bezeichnet werden kann, keine direkte Nachfolge gefunden hat, mag am hohen Planungsaufwand dieses Projektes liegen, bei dem sich die Beteiligten bereits im Voraus finden mussten. Das architektonische Konzept sieht folgendermaßen aus: Zwei nebeneinander liegende, kubische Körper mit jeweils quadratischer Grundfläche sind durch einen schmalen Teil, der im Erdgeschoß offen ist, verbunden. Auf diese Weise entstehen drei eigenständige Einheiten, die wie Einfamilienhäuser empfunden werden. Um die beiden größeren Einheiten kann man wie um ein freistehendes Haus herumgehen.

Auffällig bei diesem Entwurf sind seitlich zwei lang gestreckte, rechteckige Flächen, die parallel zu den Grundstücksgrenzen liegen und damit etwas verdreht zu den Quadraten, die sie überlagern. Im Freien werden diese Flächen zu überdachten, betont großzügigen Veranden – also zu richtigen Räumen. Im Inneren fällt der Holzboden auf, der sich gleichmäßig von außen nach innen zieht. Es entsteht schließlich eine Überlagerung massiver und offener Volumina mit interessanten Verschneidungen. Das Haus ist gänzlich in Holz ausgeführt und vereint moderne Form und traditionelles Material. Bei einer perfekten Detaillierung bilden dünne Lärchenholzleisten die Fassadenflächen, in der bündig die Glasflächen der Öffnungen (Dreischeibenverglasung) liegen; besonders schön ist es, wie diese über die Rahmen laufen, was auch eine zusätzliche Dämmwirkung hat.

Die *vierteilige Hausgruppe in Burgrieden* (2002), Deutschland, von Titus Bernhard setzt sich aus minimalistischen Quadern mit neutralen, rechteckigen Räumen im Innern zusammen (zwei Wohnhäuser, ein Bürohaus, eine Oldtimergarage). Dieses Beispiel ist nicht besonders innovativ, zeugt aber von der andauernden Aktualität einer minimalistischen Formensprache. – In der Schweiz ist der pure Minimalismus hingegen bereits überwunden. So realisierten die Architekten Burkhalter und Sumi „Red Boxes“ – punktförmige *Vierfamilienhäuser in Witikon*, Zürich (2001), die frei auf dem Grundstück verteilt sind. Außergewöhnlich ist hier die rote Fassade in ihrer Detaillierung samt den aus der Fassadenfläche hervorstehenden Loggien. Hinter dieser Auffälligkeit verbirgt sich jedoch eine eher konventionelle Geste. Die Grundrisse sind relativ simpel, allein das Dachgeschoss ist wieder als durchgehender, loftartiger Raum entworfen, der um einen Treppen-/Nasszellenkern herumfließt und windmühlenartig nach außen greift. Eine Referenz für den Entwurf bilden die Stadtpalazzini in Rom aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.<sup>47</sup>

Charakteristisch für die Schweiz ist unter anderem das neu gebaute, in seiner Kargheit luxuriöse *Lofthaus* (2003) der etwas weniger bekannten Basler Architekten Buchner und Bründler, das die – auch in Österreich zu findende Tendenz karger Grundrisse – besonders

---

<sup>47</sup> Vgl. Judit Solt, *Living in a Red Box. Burkhalter/Sumi: Mehrfamilienhäuser in Witikon, Zürich*. In: *archithese* 1/2002, „Swiss Performance“, S. 13

pointiert formuliert. Diese offenen oder auch flexiblen Grundrisse werden in erster Linie durch Treppenkerne und Nasszellen determiniert. Man kann sich auch beim Lofthaus frei um den inneren Kern herumbewegen (bei ATO 2004 wird das Thema durch den geförderten Wohnbau Siccardsburggasse vorgestellt). Die Betonstruktur (Horizontal- und Vertikalflächen) wird durch reine, also sprossenlose Glasflächen an den Fassaden ergänzt. Rahmen fehlen dabei praktisch gänzlich, sodass sich der reine Flächencharakter sowohl bei den Betonelementen als auch bei den Glasteilen ausdrückt – ein minimalistischer Bau par excellence.

### **Wohnanlagen / Siedlungen**

Die Niederlande gelten als Musterbeispiel zeitgenössischen Wohnbaus,<sup>48</sup> auch wenn die architektonische Entwicklung in diesem Land nicht nur Interessantes zu bieten hat und durchaus auch kritisch zu sehen ist. Die Bauproduktion ist enorm, die Zersiedelung ebenfalls. Dem versucht man nicht nur mit wirklichen Großprojekten, sondern auch mit Siedlungen entgegenzuwirken, von denen manche – auch wenn sie von Architekten der Szene stammen – ein etwas fragwürdiges Erscheinungsbild haben, etwa die *Siedlungen von Kas Oosterhuis für Leidsche Rijn* (2000) westlich von Utrecht und von *Marlies Rohmer für Vijfhuizen* (2001) südwestlich von Amsterdam. Letztere besteht aus Einfamilien-, Doppel- und Viererhäusern sowie Häusern aus 16 Wohneinheiten, die mit ihrer grünen Schieferverkleidung, den breiten Tür- und Fensterrahmen in knalligem Rot und der eher plumpen, sich nach oben verjüngenden Form höchstens im ironischen Sinn interessant ist.

Eine weitere Siedlung von Marlies Rohmer, eine *Reihenhaussiedlung für Almere* (2001) hat ein differenzierteres, weniger schweres Erscheinungsbild und variable Grundrisse. Steinverkleidete Teile sind wie kleine Türme zwischen längliche, quaderförmige Boxen gesetzt. In den schmälere, kürzeren, dafür aber höheren Zwischenteilen liegen Treppe, Flur und Nasszellen, sodass die Boxen alleine dem Wohnen und Schlafen vorbehalten sein können. Sie sind variabel – hinsichtlich Tiefe, Höhe, Breite, Raumorganisation und auch Innenausbau. Es können hier klare Räume entstehen, die an den Stirnseiten ganz offen sind, zum Beispiel mit einem „void“ in der Mitte, sodass im Obergeschoss offene, galerieartige Räume entstehen.<sup>49</sup> Auch hier ermöglicht ein einfaches Prinzip eine interessante räumliche Differenzierung.

---

<sup>48</sup> Vgl. Hubertus Adam, *Baustellen allerorten*. In: archithese 4/2003, „Wohnbauprogramme“, S. 14-25

<sup>49</sup> Ebenda, S. 22-23

## Großformen / Superblocks / Wohnmaschinen / Megastrukturen

Großformen erleben heute eine Renaissance. Sie eignen sich natürlich gerade auch für den geförderten Wohnbau. Verdichtung scheint in einer Zeit, in der die Zersiedlung stetig zunimmt, wieder sehr gefragt zu sein. Interessanterweise kann international beobachtet werden, wie in mächtigen, einfachen Superblocks, die oft nur riesige Quader darstellen, vielfältige und anspruchsvolle Grundrisse realisiert werden. Eine einfache, beinahe monumentale Großform findet man bei einem *Wohnkomplex in Innsbruck* (2000) von Baumschlager & Eberle. Mehrere große Quader sind in die unberührte Landschaft gesetzt, wobei um die mittige Erschließungshalle samt Treppe die Nasszellen in quadratischer Form gelagert sind. Entlang der Fassade folgt ein rechteckiger Ring von Räumen, auch diese in einfacher, orthogonaler Form. So kann man durchaus von einem traditionellen Raumkonzept sprechen, auch wenn die Erscheinungsform im Detail zeitgemäß sein mag.

Derzeit (ab 2004) realisieren dieselben Architekten in verschiedenen Planungsstufen ein für europäische Vorstellungen gigantisches *Wohnbauvorhaben in China* mitten im Zentrum von Peking für ein eher gehobenes Publikum. Der Cluster von Hochhäusern besteht aus mehr als zehn Türmen und bildet eine vertikale Megastruktur in einem parkartigen Gelände, das zugleich von Highways begrenzt ist. Das Orthogonalkonzept ist hier im großen und kleinen Maßstab konsequent durchgezogen, nur manche Baukörper sind leicht geknickt. Auch die Fassaden bilden zum Teil eine orthogonale Gitternetzstruktur, die zu einer starken Durchlöcherung führt. In der Nacht wirkt die Beleuchtung der ansonsten relativ simplen Großformen effektiv. Maßstab, Proportion und Ordnung sind ihre zentralen Themen.

Ein *Wohnturm für Marineoffiziere in Den Helder* (2001), Niederlande, der Architekten van Herk & de Kleijn zeichnet sich durch die skulpturale, organische Formung des Baukörpers, den unregelmäßigen Zuschnitt der Grundrisse bzw. der einzelnen Einheiten und das besondere Material (Kupferbänder) aus. – Ganz anders sehen die großen Wohnblocks oder auch „Superblocks“ im östlichen Hafengebiet von Amsterdam mit seinen vier Halbinseln KNSM, Java, Borneo und Sporenburg aus, unter anderem von den Architekten Diener & Diener, Hans Kollhoff und Kees Christiaanse. Es dominiert die liegende Quaderform bzw. die Blockrandbebauung. Die beiden einfachen Wohnblocks von Diener & Diener wurden 2001 fertig gestellt, auch in ihnen findet man eine Vielfalt an Wohnungstypen.

Und nochmals Holland: In Breda wurde ab 1996 das am Rand der Innenstadt gelegene, zuvor militärisch genutzte Areal, das Chassé-Terrein, einer neuen Nutzung zugeführt. Auch hier strebte man eine hohe Dichte an, um der für Holland typischen Zersiedelung entgegenzuwirken, was in Großblocks in grünem Gelände resultierte –

entworfen unter anderem von OMA und Govert Gerritsen (wieder mit einer Vielzahl von Wohnungstypen) sowie Xaver de Geyters (fünf vierzehngeschossige Wohntürme). Dieses Jahr wird Hans Kollhoff einen neoklassizistisch wirkenden Komplex errichten.<sup>50</sup> Die Tendenz zur einfachen großen Form illustriert weiters der *Silodam-Wohncontainer nahe dem Alten Holzhafen in Amsterdam* von MVRDV (2002), der ein Paradebeispiel dafür ist, wie heute unterschiedlichste Wohnungstypen in einen einfachen Superblock integriert werden. Die Vielfalt im Inneren spiegelt sich farblich und strukturell an der Fassade wider.

In den Niederlanden bildet also der pure, große Quader einen Fokus der aktuellen Entwicklung, wobei das Spektrum der Fassadengestaltungen ziemlich bunt ist und vom Reduzierten bis hin zum Auffälligen reicht. Für die Retortenstadt Almere, die seit 1994 unter der Leitung von Rem Koolhaas entsteht, bildet die vertikale metropolitane Verdichtung die Grundidee.<sup>51</sup> Hier entstand unter anderem bereits ein mächtiger *Wohnturm* von Claus en Kaan (2003). Auch die Schweizer Gigon / Guyer planen derzeit für diese synthetische Stadt, und zwar ein kombiniertes *Wohn- und Warenhaus*. Mit ihrem Projekt überschreiten sie wie bereits in anderen Entwürfen den reinen Minimalismus der 90er Jahre und führen zugleich ihre langjährigen Farbexperimente fort. Das große quaderförmige Volumen kippt einerseits aus der Vertikalen, ist also geneigt; andererseits weisen die Längsseiten in der Mitte jeweils eine Knick auf, sodass auch in der Horizontalen die Form leicht irritiert ist. Jede Fassadenfläche, von denen es somit sechs gibt, soll mit unterschiedlichem farbigem Glas verkleidet werden.

Gigon / Guyer setzen damit ihre „Reflexion“ des Baukörpers und seiner Fassadenflächen fort. Im unteren Teil gibt es bei dem Projekt für Almere quasi eine Lochfassade für das Warenhaus, im oberen Teil entmaterialisiert sich das Volumen aufgrund der durchgehenden Loggien, deren Brüstungen aus farbigem Glas bestehen und die eine expressive dreieckige Form haben. Doch die Wohnungsgrundrisse sind relativ simpel. Der Eingang erschließt meist einen offenen Wohn-Ess-Bereich, von dem ein Zwischenflur zu den Schlafräumen samt Bad abzweigt.

Der US-Architekt Steven Holl experimentiert immer wieder mit Großformen. So plant er derzeit (ab 2002) eine ganze Stadt für Nanning, China, die am Ende 27.000 Bewohner (9.000 Wohneinheiten) und ergänzende Infrastruktureinrichtungen aufnehmen soll. Der Entwurf ist im doppelten Sinn monumental. Über weite Flächen ziehen sich mäandrierende, relativ niedere Baukörper, die mit quadratischen Fenstern stark durchlöchert sind. In das

---

<sup>50</sup> Vgl. dazu Hubertus Adam, *Die Neuerfindung des Wohnparks. Die citynahe Stadtlandschaft Chassé-Terrein in Breda*. In: Neue Zürcher Zeitung, Int. Ausgabe, Nr. 207, 8. September 2003, S. 20

<sup>51</sup> Vgl. Klaus Englert, *Transformation einer Retortenstadt. Ein neues Zentrum für das niederländische Almere*. In: Neue Zürcher Zeitung, Int. Ausgabe, Nr. 80, 5. April 2004, S. 24



Konzept sind schließlich hohe Kuben mit einer Seitenlänge von 60 Metern („mountain buildings“) integriert. Die Tendenz zur Monumentalität bemerkt man auch bei der von Holl errichteten 120 Meter langen *Simmons Hall auf dem Gelände des MIT in Cambridge bei Boston* (2002), einer gigantischen Wohnmaschine, die als Studentenwohnhaus dient. Ähnlich wie beim letzten Beispiel ist auch dieser hohe, lang gestreckte Quader mit quadratischen Fenstern so stark durchlöchert, dass sich die Fassaden in ein Gitterwerk auflösen und der Bau um vieles größer wirkt, als er mit seinen zehn Geschossen tatsächlich ist. Hinzu kommen einige überdimensionale, kubische Ausnehmungen im Baukörper. Konterkariert wird das strenge orthogonale System eines „minimalistischen Neuklassizismus ... durch amöbenartige Durchbrüche“<sup>52</sup> – unregelmäßige offene Räume, die sich schräg durch den Gebäudekörper ziehen und sich auch an der Fassade abzeichnen.

Hat man also die gegenwärtige Architekturproduktion in Europa im Auge, von der hier einige exemplarische Beispiele angeführt wurden, so kann als Resümee konstatiert werden, dass die österreichische Architektur – gerade auch die Wohnbauten inklusive der geförderten Projekte – qualitativ hoch stehend sind bzw. tatsächlich innovativen Charakter haben.

#### 4. Ziele und Zusammenfassung der neuen Erkenntnisse

Die neuen Erkenntnisse der diesjährigen Veranstaltung liegen – im Vergleich zur vorjährigen Veranstaltung – im Detailbereich. Grundsätzlich war die Veranstaltung wieder erfolgreich. Heuer waren jedoch die Reaktionen vielfältiger – was das Netzwerk (Beispiel Kontakt Staatssekretär Morak und Wolfgang Richter von „RaumBewegung“) oder auch was den Ausbau der Veranstaltung betrifft. So fragte einer der anwesenden Sponsoren die Organisatorin, ob sie auch einmal an einen Ortswechsel denken würde. Die Installationen von drei Sponsoren im Eingangsbereich – Zumtobel, Sunsquare und diesmal auch AV Digital – waren im Vergleich zum Vorjahr um vieles professioneller.

Die Idee eines ergänzenden Symposiums zum Architekturfestival liegt nahe. So ließe sich aus dem vorliegenden Forschungsbericht aber auch aus jenem des Vorjahres eine bunte Palette von Themen für eine solche Zusatzveranstaltung zum Thema „Wohnen“ extrahieren.

---

<sup>52</sup> Roman Hollenstein, *Monumentale Wohnmaschine. Ein Hauptwerk der neuen US-Architektur in Cambridge*. In: Neue Zürcher Zeitung, Int. Ausgabe, Nr. 154, 7. Juli 2003, S. 20

Die Moderatorin Andrea Schurian prägte anlässlich der Teilnahme von Nasrine Seraji den Begriff „Turn On International“. Diese Facette könnte zu einer breiteren Idee der Veranstaltung ausgebaut werden, sodass auch mehr „Stars“ für eine Einladung zu Verfügung stünden.

Ein erweitertes Ziel des Architekturfestivals „Turn On“ könnte es sein, neue Projekte zunächst kleineren Umfangs in Form von Gutachterverfahren zu initiieren und die bisherigen Erfahrungen und Recherchen dafür zu verwerten. Dazu könnten die vortragenden ArchitektInnen des Festivals eingeladen werden. Kooperationen mit Sponsoren und Förderern der Veranstaltung sind in dieser Hinsicht denkbar und möglicherweise wirklich sinnvoll, da es bei diesen Unternehmen eine besondere Offenheit gibt und außerdem schon ein persönlicher Kontakt besteht, was nicht zu unterschätzen ist.

Die gezielte Strategie von Gutachterverfahren zur Hebung der Qualität wird punktuell immer wieder praktiziert, gerade auch von privater Seite. Ein interessantes Projekt, das als Vorbild fungieren kann, entstand man in jüngster Zeit in der Schweiz. Für ein gemeindeeigenes Grundstück wurde ein Entwurf entwickelt, mit dem man das Grundstück gewissermaßen untrennbar verband. Das Siegerprojekt des *Wettbewerbs Ziegelmatte in Horgen am Zürichsee* stammt von den Architekten EM2N und umfasst drei dreigeschossige Mehrfamilienhäuser, insgesamt 15 Wohnungen. Der Wettbewerb wurde anfänglich gegen den Widerstand aller politischen Parteien durchgeführt. Doch das „Resultat gibt den Befürwortern recht. Herausgekommen ist ein absolut innovatives und hochwertiges Projekt, das die Gemeinde gegenwärtig – mit Architekturverpflichtung – verkauft. Und siehe da, interessierte Investoren sind vorhanden, und der Landpreis stimmt auch.“<sup>53</sup> Land plus niveauvolle Architektur – ein durchaus nachahmenswertes Beispiel.

---

<sup>53</sup> Martin Hofer, *Die öffentliche Hand agiert*. In: archithese 4/2003, „Wohnbauprogramme“, S. 47